Karpathen-Land



Im Verlage der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung

8. Jahrgang Reichenberg 1935 Heft 2

Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung
der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg, Masarykplatz 1.

Karpathenland

Vierteljahrschrift für Geschichte, Volkskunde und Kultur der Deutschen in den nördlichen Karpathenländern.

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Erich Gierach, Reichenberg, Pestalozzistraße 13;
Schriftleiter: Prof. Dr. Josef Hanika, Prag IV., Tychonova 297 und
Prof. Dr. Friedrich Repp, Kesmark, Blutfeldgasse 36.

Schriftleitungsausschuß:

Dr. Erich Gierach, Professor an der deutschen Universität in Prag;
Prof. Dr. Julius Gréb, Aszód, Komitat Pest, Ungarn;
Theol. Prof. Dr. Roland Steinacker, Preßburg, Nonnenbahn 22;
Josef Stricz, Lehrer, Glaserhau bei Kremnitz.

Für die **Schriftleitung** verantwortlich: Prof. Dr. Josef Hanika.

Verwaltung: Anstalt f. Sudetendeutsche Heimatforschung, Reichenberg, Masarykplatz 1.

Bezugspreis: Inland 15 Kronen, Oesterreich 4 Schillinge, Deutschland und alle übrigen Länder 20 Kronen (2·50 Mark) jährlich. Diese Preise gelten für den Bezug ganzer Jahrgänge; Einzelhefte kosten 6 Kronen (0·75 Mark). Langt bis 31. Dezember jedes Jahres keine Abbestellung ein, so gilt die Bestellung für das folgende Jahr weiter.

Beiträge, Besprechungsstücke und **den Inhalt betreffende Zuschriften** sind an die Schriftleitung, **Bezugsanmeldungen, Anzeigenaufträge, Versandbemängelungen** usw. an die Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung zu richten.

Zahlungen: an das **Postsparkassenkonto Prag** der **„Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg. Vierteljahrschrift Karpathenland" Nr. 89.338** oder mit Postanweisung an die Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung.

An unsere geehrte Abnehmerschaft!

Kulturschöpfungen, die der Gemeinschaft dienen, dürfen wir trotz der gegenwärtigen Not nicht zugrundegehen lassen. Unser „Karpathenland" ist ein solches Kulturwerk, dessen Bedeutung erst die Zukunft voll würdigen wird; noch immer ist es in seinem Bestande bedroht.

Darum verbinden wir mit dem Ausdrucke des herzlichsten Dankes an unsere selbstlosen Mitarbeiter, hochherzigen Förderer und treuen Abnehmer die zuversichtliche Bitte, dem „Karpathenland" die Gefolgschaft zu bewahren, damit es auch weiterhin seiner wichtigen Aufgabe gerecht werden kann.

Glück auf!

Schriftleitung und Verwaltung.

Zeitungsmarken bewilligt von der Postdirektion in Prag mit Erlaß Nr. 24.743 —VII— 1928;
Aufgabepostamt Reichenberg 3.

Ein Beitrag zur Herkunftsfrage der Deutschen im Gömörer Komitate.

Von Dr. Julius Lux, Budapest.

Das Gömörer Komitat ist das südliche Nachbarkomitat der Zips. Im nördlichen Teile dieses Komitates erstreckt sich das Gömör-Zipser Erzgebirge. In den Tälern dieses Gebirges entstanden schon im 13.—14. Jahrhundert deutsche Siedlungen. Einige dieser Siedlungen erhielten bereits im 13. Jahrhundert städtische Privilegien und führten den stolzen Titel „Bergstadt". Alle diese deutschen Siedlungen sind aber mit der Zeit im Slawentum oder Ungartum aufgegangen, bloß Dobschau hat sich bis heute sein deutsches Volkstum bewahrt. Die Siedlungsgeschichte dieser deutschen Siedlungen ist noch nicht erforscht. Wir wissen noch nicht, wann und woher die Deutschen herkamen und welche Siedlungen von deutschen Ansiedlern gegründet wurden. Von vielen Ortschaften wissen wir nur soviel, daß sie einst einen deutschen oder auch einen deutschen Namen hatten. Ein deutscher Ortsname beweist freilich noch nicht, daß auch die Bevölkerung des Ortes deutsch ist, wie freilich auch umgekehrt in einer Gemeinde mit slawischem oder ungarischem Namen deutsches Volk wohnen kann. Einen deutschen Ortsnamen hat aber ein Ort nicht ohne Ursache bekommen. Wenn ich hier die mir aus dem Volksmunde und aus Urkunden bekannten deutschen Ortsnamen folgen lasse, will ich damit nicht behaupten, daß alle diese Gemeinden deutsche Gründungen waren oder deutsche Bevölkerung hatten. Welche Siedlung von Deutschen gegründet und bevölkert war, wird die spätere Forschung festzustellen haben. Jedenfalls möchte ich aber die Aufmerksamkeit der Siedlungsforschung auch auf dieses Gebiet lenken. Die deutschen Ortsnamen, die im Munde des deutschen Volkes in Dobschau auch heute noch leben, oder die ich in verschiedenen Urkunden und Werken kennen gelernt habe, sind folgende:

Achten	Ochtina	Ochtiná
Bersethen	Berzéte	Brzotin
Bredersdorf	Berdárka	Berdárka
Dobschau	Dobsina	Dobšiná
Eltsch	Jolsva	Jelšava
Getzeldorf	Gecelfalva	Gecelovce
Goldshof	Gócs	Gočov
Groß-Rauschenbach	Nagyröce	V.-Revuca
Hamburg	Restér	Reštár
Hankendorf	Hankova	Hanková
Hellpach	Helpa	Helpa
Henzendorf	Henczkó	Henckovec
Klein-Rauschenbach	Kisröce	M.-Revuca
Lampertsdorf	Oláhpatak	Vlachov
Lange Wiese	Hoßzurét	?
Nasse Wiese	Vizesrét	Mokra-Luka
Neuhau	Sajóréde	Redová
Niedersalza	Alsósajó	Nižná-Slaná
Obersalza	Felsösajó	Višná-Slana
Pleißnitz	Pelsöc	Plešivec
Petermannsdorf	Pétermány	Petermanovec
Rochendorf	Rochfalva	Rochovec
Rosenau	Rozsnyó	Rožnava
Rosendorf	Sajóháza	Nadabula
Rothenstein	Vereskö	Červená-Skala
Slawsdorf	Szlabos	Slavošovce
Steinkopf	Pacsa	Pača
Schettnig	Csetnek	Štitnik
Theißholz	Tiszolc	Tisovec

Tiergarten	Telgárt	Telgárt
Wernsdorf	Vernár	Vernár
Winkelbrech	Veszverés	Poloma

Die weitere Forschung wird wahrscheinlich noch mehr deutsche Ortsnamen finden. Die Archive dieser Städte sind diesbezüglich noch nicht durchforscht worden. Eine weitere Forschung wird wahrscheinlich auch über die Sprache der untergegangenen Siedlungen etwas zutage bringen. Heute wissen wir nämlich auch das nicht, welche Mundart die Deutschen dieses Gebietes gesprochen haben. Aus einzelnen, bisher bekannten Resten der Rosenauer und Csetneker Mundart konnte festgestellt werden, daß diese Mundarten mit der Dobschauer Mundart nahe verwandt waren[1]). Aus diesen Sprachproben konnte aber auch das festgestellt werden, daß diese Mundarten mit der Zipsgründler Mundart und somit aber auch mit der bairischen Mundart nahe verwandt ist[2]). Daß mindestens ein großer Teil dieser Ansiedler aus einem bairischen Sprachgebiete herkam, beweist aber außer der Sprache auch ein wichtiger kulturgeschichtlicher Zusammenhang. Geschichtliche Daten über eine Einwanderung aus Steiermark sind uns nur aus dem Nachbarkomitat bekannt. Zur Zeit König Stephans V. kamen aus Steiermark deutsche Bergleute, die sich im Grantal, an der nördlichen Grenze des Gömörer Komitates und im Jahre 1271 in Neusohl (Besztercebánya), und im Jahre 1272 um das Benediktinerkloster an der Gran niedergelassen haben[3]). Einen Beleg für die Einwanderung alpenländischer Bergleute nach Siebenbürgen haben wir auch aus dem Jahre 1291. In diesem Jahre kamen aus Eisenwurzel in Oesterreich nach Toroczkó „fabri ferrarii“[4]). Von der Kremnitz-Deutschprobner Sprachinsel hat unlängst Ernst Schwarz festgestellt, daß diese Sprachinsel von Mittelbaiern und Schlesiern gegründet wurde[5]). Baiern waren wahrscheinlich auch die Deutschen des Tornaer Komitates (östlich vom Gömörer Komitat)[6]).

Zu den Städten im Komitat Gömör, die ihr Deutschtum bereits im 17.—18. Jahrhundert verloren haben, gehört auch Groß-Rauschenbach (Nagyröce, Revuca). Diese Stadt gebrauchte noch im Jahre 1711 ein Siegel mit der Inschrift: „S. Quirinus Rauschenbach“[7]). Im Jahre 1608 gebrauchte man dort ein Siegel mit folgender Inschrift: „S. Quirinus de

[1]) Vgl. Dr. Julius Gréb, Die Sprachprobe in dem Rechenbuch des J. Bubenka und deren Mundart. Deutsch-Ungarische Heimatblätter III. Jg. 1931. S. 13—21. — Mikulik József, Magyar kisvárosi élet 1526—1715. (Ungarisches Kleinstädterleben von 1526—1715.) Rosenau 1885. S. 27.

[2]) Vgl. J. Gréb, a. a. O., S 16 f. — Dr. Gedeon Alajos, Az alsó-meczenzéfi német nyelvjárás hangtana. (Lautlehre der deutschen Mundart von Unter-Metzenseifen.) Budapest 1905. 8. 75. — Dr. Mráz Gusztáv, A dobsinai német nyelvjárás. (Die deutsche Mundart von Dobschau.) Budapest 1909. S. 94. — Dr. Julius Gréb, Mundart und Herkunft der Zipser. (in: Sudetendeutsches Volk und Land, 7. Heft.)

[3]) Vgl. Péch Antal, Alsó-Magyarország bányamivelésének története. (Geschichte des Bergbaues in Nieder-Ungarn.) Budapest 1884. I. Bd. S. 11.

[4]) Vgl. Jankó János, A torockói vasbányászat és kohászat. (Bergbau und Hüttenwesen in Toroczkó.) In: Magyar Mérnök és Építész Egylet Közlönye, Bd. XXVII. 1893. — Fejér, Codex diplom. VI/1. S. 120. — Josef Hanika, Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. In: Deutschtum und Ausland, Heft 53. S. 91.

[5]) Vgl. Ernst Schwarz, Die Heimatfrage der Sudetendeutschen im Lichte ihrer Mundarten. In: Forschungen und Fortschritte. 11. Jg. 1935. Nr. 6. S. 71.

[6]) Vgl. Fekete Nagy Antal, A Szepesség területi és társadalmi kialakulása. (Die landschaftliche und gesellschaftliche Ausgestaltung der Zips.) Budapest 1934. S. 303 und Gedeon A., a. a. O. S. 6.

[7]) Vgl. Dr. Borovszky Samu, Magyarország vármegyéi és városai. Gömör-Kishont vármegye. (Komitate und Städte Ungarns. Komit Gömör-Kishont.) Budapest. S. 162.

Rauschenbach"[8]). Im Turme der kath. Kirche zu Rauschenbach hängt eine Glocke mit folgender Inschrift: „O + facta + est + campa + ista + in + honorem + dei + omnipotenti + in + honorem + sancti + Q u i - r i n i + inb. anno 506"[9]). Von dem heiligen Quirin behauptet aber das Kirchenlexikon von W e tz e r und W e l t e (Bd. X. S. 694 f), daß der Quirinkult im Mittelalter nur in Südbaiern, Tirol und Niederösterreich bekannt war. Es gab zwar drei Heilige dieses Namens, aber für uns kommt nur derjenige in Betracht, der unter Kaiser Claudius III. im Jahre 269 in Rom enthauptet wurde und dessen Reliquien im 8. Jahrhundert nach Tegernsee gebracht wurden; es ist der heilige Quirin von Tegernsee. Nun konnte ich aber feststellen, daß es einen Quirinkult in Ungarn nur in Rauschenbach und in der Zips in K i r n (Kiskerény, Kurimján) bei Leutschau gab[10]). Wenn aber der Quirinkult im Mittelalter nur in der Umgebung von Tegernsee, in Niederösterreich und Tirol, in Ungarn aber nur in Rauschenbach und in Kirn bekannt war, so muß doch zwischen diesen Gebieten ein Zusammenhang bestehen. Es ist ja bekannt, daß die Ansiedler oft auch ihren Ortsheiligen-Kult mitnehmen[11]). So haben es auch die Rauschenbacher und Kirner Deutschen getan, die ihren Quirinkult wahrscheinlich aus Niederösterreich mitgebracht haben. Leider ist uns von der Rauschenbacher Mundart noch nichts bekannt. Es ist aber anzunehmen, daß die Rauschenbacher eine ähnliche Mundart hatten wie die Dobschau-Rosenau-Csetneker Deutschen oder wie die Zipsgründler Deutschen. Den fehlenden sprachwissenschaftlichen Beweis, daß auch die Gömörer Deutschen Baiern waren, ersetzt also der erwähnte kulturgeschichtliche Beweis, und somit wird also ein beinahe zusammenhängendes bairisches Siedlungsgebiet im einstigen Nordungarn festgestellt werden können, das von Deutsch-Proben angefangen über Kremnitz, Neusohl, Rauschenbach, Rosenau hinüberführt in die Zipser Gründe, nach Schmöllnitz, Göllnitz und Metzenseifen.

Volkssagen aus Kuneschau bei Kremnitz.

Aufgezeichnet von Pfarrer Anton D a m k o.

Das Feuerlein an der Vollen Henne.

Ein Goldgrubenarbeiter ging über die Volle Henne. Da sah er plötzlich ein hübsches Feuerlein brennen. Es war eben Zeit die Pfeife anzubrennen, also nahm er sich eine glühende Kohle aus dem Feuerlein und legte sie in die Pfeife. Wie groß war seine Verwunderung, als er die Pfeife ausputzte! Ein Stück reines Gold fand er drinnen. Er gedachte freilich am Rückwege noch solche Goldkohlen zu finden. Das Feuerlein war aber schon verschwunden.

[8]) Vgl. K. F r e i h e r r v. C z o e r n i g, Ethnographie der Oesterreichischen Monarchie. II. Bd. S. 199.

[9]) Diese lateinische Inschrift war ursprünglich auf einer aus dem Jahre 1506 stammenden Glocke. Vor einigen Jahren ist aber die alte Glocke gebrochen. Man hat die alte Glocke eingeschmolzen und die Inschrift der alten Glocke auch auf die neue angebracht. Man behauptete, daß dies die älteste Glocke Europas wäre. Ueber die alte Glocke erfahren wir Näheres in der Zeitung: „Vasárnapi Ujság" (Sonntagszeitung), Jg. 1868, Nr. 2 und 3.

[10]) Vgl. F e k e t e N a g y Antal, a. a. O. S. 187 und 338. In mittelalterlichen ungarischen Urkunden wird Kirn als Szentkorin bezeichnet. Der Ort hatte nämlich eine Kirche zum heil. Quirin.

[11]) Vgl. P. G. R., Die Heiligen-Patronate der Kirchen und Kapellen in der Erzdiözese Salzburg, Salzburg 1895 und F a s t l i n g e r M., Die Kirchenpatrozinien, München, 1897.

Das Loch im Abrahamkessel.

Unter dem Steffelsrand, im Abrahamkessel, hatten zwei Männer eine Truhe voll Dukaten gefunden. Sie wußten es gut, daß man bei solcher Gelegenheit kein Wort sprechen darf, aber die Last war zu schwer und die Freude zu groß. Also rief der Eine voller Freude: „Komm nur komm! Ich hab' dich schon!" Im selben Augenblicke versank die Truhe mit dem Geld und es blieb ein großes Loch an der Stelle. Jetzt sieht man schon aber nur wenig davon.

Der Räuberstolln.

Das größte Haus in Kuneschhäu, das Erbrichterhaus, oder Kretschenhaus, war früher ein Räuberhaus. Vor dem Umbau des Hauses gab es deshalb dort verschiedene finstere Kammern und Gänge. Durch eine Eisentür konnte man vom Keller durch Stollengänge fast in allen Richtungen in die Berge kommen. Einen Eingang zu diesem Stollen fand man auf der Scheibe. Wenn die Hirten dort auf der Gemeindehutweide herumtreiben, merken sie oft, daß es unter ihren Füßen ausgehöhlt sein muß. Manche suchen auch noch diese Eisentüre, aber vergebens, denn man hat sie schon zugemauert. Im Steinhübel soll auch ein Eingang gewesen sein zum Räuberhaus.

Die wilde Frau.

Ein Mann holzte im Wald beim Ziegenrücken. Seine Frau sollte ihm Essen bringen. Als er schon lange auf sie vergebens wartete und sehr hungrig war, eilte er nach Hause um nachzuschauen und die Frau gut auszuschimpfen. Wie wunderte er sich, als er hörte, seine Frau sei schon längst hinauskommen. Also ging er zurück, seine Alte aber konnte er nicht finden. Auch nach Tagen zeigte sich die Frau nicht, sie war wie verschwunden. Einige gute Nachbarn gingen da mit dem Manne suchen. Im ganzen Hatter kamen sie herum. Bei einem Stein hörten sie dann einmal ein Rufen aus der Erde. „Mein Janko! Mein Janko!" So schrie dort jemand. Endlich erkannte der arme Mann die Stimme seiner verschwundenen Frau. Man räumte den Stein weg, da kam aus einer Oeffnung wirklich die verschollene Frau hervor. Sie war aber ganz wild und hatte lange Fingernägel, wie Krallen. Mit denen bekratzte sie alle Männer so, daß sie bluteten. Es wurde ihr später wieder besser. Dann erzählte sie, daß sie ein kleiner Mann dort hineinlockte und einsperrte. Von Wurzeln habe sie sich am Leben erhalten.

Der Hexentanz.

Ein armer, buckliger Mann kam von Turz nach Johannesberg auf der Straße. Beim Kreuz, an der Grenze, hörte er singen im Walde. Er horchte und hörte: „Montag, Dienstag, Mittwoch!" Und wieder: „Montag, Dienstag, Mittwoch!" Da es eben an einem Donnerstag war, so rief er in den Wald hinein: „Donnerstag!" Im Walde tanzte die Hexe mit dem Tode und diese sangen sich das sonderbare Lied zum Tanze. Sie horchten auf und meinten: „Es hat hier jemand „Donnerstag" gerufen. Wir wollen schauen, ob es zu unserem Tanze paßt." Und richtig paßte das Wort zum Lied und Tanz! Also fragte der Tod die Hexe: „Was sollen wir dem guten Mann geben für seinen Rat?" „Nehmen wir ihm den „Kuchen" — Buckel — ab", antwortete die Hexe. So verlor der arme Mann auf einmal seinen Buckel und kam freudigst heim. Als der reiche aber krumme Nachbar dieses merkte, so erkundigte er sich genau, wie das so gekommen sei. Da machte er sich auch auf den Weg. Als er zur Grenze kam, so hörte er singen: „Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag!" Es war eben Freitag, also rief er plötzlich in den Wald hinein: „Und Freitag!" „Wieder hat jemand „Freitag" gerufen," meinte die Hexe. „Versuchen wir, ob das klappen möchte!" Es paßte aber das Wort nicht gut zum Liede und Tanz, also fragte der Tod: „Was geben wir diesem für seinen Possen?" „Geben wir ihm den „Kuchen", den der Mann gestern abhockte", sprach die

Hexe. Sofort hatte der krumme Mann einen Buckel. Verdrießlich humpelte er heim. Er hoffte einen geraden Fuß zu bekommen und nun hatte er noch einen Buckel dazu. So ergeht es denen, die „geizig" sind, andere beneiden!

Die Friedhofsquelle.

Burschen und Mädchen saßen abends fröhlich beisammen in einem Hause. Da waren einige durstig und baten um Wasser. Das ist aber eben nicht zu Hause gewesen und zur Friedhofsquelle, von wo man das Wasser holte, wagten auch die Burschen nicht zu gehen. Das Mädchen vom Hause wollte endlich die Burschen beschämen und Mut zeigen. Es nahm die Kanne und ging mutig zur Friedhofsquelle. Als es mit dem Wasser heim sollte, lag plötzlich ein Mann vor ihr. Es war, als wäre es ein Toter. Das Mädchen meinte, es sei einer von den Burschen hierher gekommen um es zu erschrecken, darum rief es ihm zu, er möge sich melden. Das wiederholte Rufen war vergebens, also zog sie ihm die Kleider aus, ließ ihn nackt liegen und eilte mit dem Wasser und den Kleidern heim. Zu Hause sah sie mit Staunen alle Burschen beisammen und dachte sich: am Ende ist doch ein richtiger Toter dort gelegen. Als sie dann ihr Erlebnis erzählte, wurde es allen unheimlich. Eilends entfernten sie sich. Da stand schon auch gleich der Tote unter dem Fenster und forderte seine Kleider. Nun erschrak erst richtig das Mädchen. Gerne hätte es die Kleider hingegeben, aber es traute sich nicht. Nach einer Stunde verschwand der Tote, aber in der anderen Nacht stand er wieder vor dem Fenster und verlangte seine Kleider. Das Mädchen wollte nun vom Fenster hinaus dem Toten die Kleider geben, diese ihm anziehen, aber der Tote nahm sie nicht. Er wollte sie an Ort und Stelle haben, wo sie ihm genommen wurden. Der Geistliche gab nun den Rat, man möge nachts mit einer Prozession in den Friedhof ziehen und dort möge sie den Toten anziehen, damit sie von der Plage erlöst sei. Es geschah dann auch so, nur hatte das Mädchen den Rosenkranz vergessen. Diesen holte man und als sie ihn dem Toten um die Hände legte, erhob er sich plötzlich und verschwand mit ihr in der Luft. Am anderen Tage fand man nur mehr die Stücklein vom Mädchen auf den Gräbern.

Die zwölf Franziskaner.

Das Kuneschhauer Erbrichterhaus, in welchem die Kretschenleute wohnen, wird gewöhnlich Kretschenhaus genannt. Vom Kretschenhaus führt ein Weg nach Krickerhau. Das ist der Kretschenweg, an welchem, eben dort wo der „Landweg" abzweigt, das Kretschenkreuz steht. Parallel mit dem Kretschenweg läuft der Weg, der vom „Tschesch" ausgeht und ebenfalls nach Krickerhau und „Maut" führt, je nachdem man über den Deutschen oder Windischen Ziegenrücken geht. An diesem Weg, eben wo der Steig „zu den Haseln" geht, steht das Tscheschenkreuz. Auf der sogenannten Zwischenkreuzfeldung sollen einmal zwölf Franziskaner erfroren sein. Man hat sie nacheinander aufgefunden in einer Linie, deren Ende die zwei obgenannten Kreuze bilden. Zum Gedächtnisse dieser zwölf Franziskaner soll man die zwei Kreuze errichtet haben, die nun gute Wegweiser sind den Kohlengräbern, Jahrmarksleuten, „Glaserbauern" und Wanderern. Auf der Hochebene hier, wo öfters dichter Nebel und im Winter ganze Schneeberge am Wege sind, soll man schon viele Erfrorene aufgefunden haben.

Die Hirtenkapelle.

Im „Busch", nicht weit von der „Hirtenkapelle", die im Unterorte neben dem Hirtenhaus (Nr. 121) steht, sind einmal — es war eben zu Mariä Verkündigung — vier Kretschenleute erfroren. Sie kamen von Drexlerhau, wo sie um Schafe waren und blieben ganz erschöpft im „Busch" liegen. Dort sind sie nachts erfroren. Vier geschnitzte Engelköpfe sind in der Hirtenkapelle auf-

bewahrt. Sie sollen das sonderbare Ereignis für die Nachkommen in Erinnerung halten und selbst die Erfrorenen darstellen.

Der Riese vom Oberort.

Im Oberorte war früher auch ein Hirtenhaus u. zw. bei Nr. 73. Einmal machten sich irgendwie zwei Stiere los und es entstand ein schrecklicher Stierkampf. Der Hirt konnte sich nicht helfen, also rief er die Gemeindeobrigkeit zur Hilfe. Mit großen Stangen, ganzen Bäumen, gingen nun Gemeinderichter, Kleinrichter und Geschworene auf die Stiere los. Sie konnten aber nichts ausrichten. Da kam der starke Predatsch herbei und rief: „Was treibt ihr denn, ihr Sch . . . kerle? Wollt ihr sie erschlagen die Stiere?“ Dann nahm er die Stiere bei den Hörnern, mit jeder Hand einen und führte sie in den Stall. Dieser Mann mit Riesenkraft soll aber keinen guten Verstand gehabt haben. Wenn die Weiber Butter geschlagen hatten, mußten sie diese gut verstecken oder sofort verkaufen, sonst schmierte er sie auf die Tenne der Stube und rutschte so wie die Kinder zu rutschen — „tscholen“ — pflegen.

Des Teufels Hase.

Im Unterorte spielten einmal die Kinder in einer Scheuer. Sie nahmen ein Strohseil und hutschten sich an einer Leiter. Dann ließen sie sich nacheinander aufhängen und wollten sehen, wer es am längsten aushält. Eben hatte man einen fünfjährigen Knirbs aufgehängt, da hüpfte ein großer Hase durch die Scheuer. Die Kinder liefen natürlich alle dem Hasen nach und wollten ihn fangen. Sie richteten freilich nichts aus und kehrten wieder zurück. Der erhenkte Knabe, der nur einige Zentimeter über der Tenne hing, wurde abgeschnitten, aber leider zu spät. Der Teufel spielte den Hasen, um eine Seele zu bekommen.

Der starke Faden.

Als die fleißigen Spinnerinnen noch in einer gemeinsamen Spinnstube arbeiteten, geschah dort ein großes Unglück. Eine Frau wollte sehen wie stark ihr Faden ist. Die Stärke des Fadens aber wollte sie so ausprobieren, daß sie sich selbst aufhängte auf eine Stange. Kaum hatte sie aber die Füße von der Bank heruntergleiten lassen, so schrie es draußen: „Feuer! Feuer!“ Alle Frauen und Mädchen erschraken und eilten hinaus. Es ist kein Feuer gewesen, sondern der Teufel selbst stand unter der Wand und lauschte dem Weibervolk seine Rede ab. Im kritischen Augenblick schrie er dann: Feuer, um alle hinaus zu locken und wieder eine Seele zu gewinnen. Bis die Spinnerinnen wieder hineinkamen, sahen sie, daß die arme Frau erhängt ist.

Die Hirten auf der Dornwiese.

Auf der Dornwiese — „Dainalabois“ — in Johannesberg spielten die Hirten. Nach verschiedenen Spielen kam es auch zum „Aufhängen“. Kaum hatten sie den ersten Knaben auf einen Strauch gehängt, hörte man von der Gemeinde den Feueralarm. Sofort liefen alle Hirten in die Gemeinde hinein, wo aber alles ruhig gewesen ist und von der Feuerbrunst keine Spur war. Es hatte auch diesesmal der Böse einen Possen gespielt und ein armer Hirte mußte das Leben lassen. Er ist schon tot gewesen, als die Kinder ihn retten wollten.

Die Mädchen im Hirtengründl.

Im Frühjahr spielen die Schulmädchen am liebsten „Stanals“. Sie klauben sich hübsche Steinchen, gewöhnlich fünf Stück und machen ihre Künste damit. An einem Sonntage klaubten noch einige Mädchen nach dem Abend=

läuten „Stanal" im Hirtengründl, als ein Reiter erschien, der an einer Trommel „paukte" und die Kinder lockte. Sie liefen aber heimwärts, was ihm nicht paßte. Er kam am feurigen Rosse ihnen nachgesprengt. Nur mit großer Mühe und schrecklicher Angst ist es ihnen gelungen im obersten Hause in Sicherheit zu gelangen. Vom Fenster sahen sie dann zu, wie er zornig fortlief.

Die Goldkohlen im Abrahamkessel.

Einmal sahen die Hirten unter den „Steffelsrand" im „Abrahamkessel" wie sich ein Dornstrauch bewegt. Dieser wurde langsam weggeschoben und Räuber kamen aus einer Oeffnung hervor. Als sie die Räuber in den Wald hinein gehen sahen, machten sie sich in die Räuberhöhle hinein. Sie kamen bald zu einer Kammer, wo lauter Gold angehäuft war. Sie klaubten sich davon wie viel sie nur tragen konnten und eilten davon. Ein gutes Stückchen schleppten sie schon die Last, da kam ihnen schon der „Räuberharnack" — Häuptling — mit zwei Räubern nach. Vor Angst wußten die Hirten nun nicht was anzufangen mit der großen Last. Sie schüttelten die Hälfte aus, da waren es Kohlen gewesen. Als sie endlich mit der anderen Hälfte glücklich heim kamen, waren sie neugierig ob sie Gold oder Kohlen brachten. Es war reines Gold gewesen, darum versuchten sie bald auch die weggeworfenen Kohlen zu finden. Diese haben aber sicher die Räuber gefunden und mitgenommen.

Der Riese am Dornstein.

Der Dornstein — zwischen Johannesberg und Blaufuß — hatte früher eine tiefe Höhle. Drinnen wohnte ein Riese. Er war der Bruder von einem Blaufußer. Diesem waren einmal die Ochsen in Verlust gegangen. Er hatte Verdacht auf seinen Bruder, also begab er sich in dessen Höhle, als er in den Wald gegangen war. Dort fand er die Ueberreste von den Ochsen, die der Räuber geschlachtet hatte. Als dann einmal zwölf Knaben verschwunden sind, hatte man wieder Verdacht auf den Riesen. Man drang mit Gendarmen in die Höhle als der Räuber fort war, und fand die zwölf Knaben ganz verblödet. Der Riese wollte aus den Knaben zwölf Räuber erziehen.

Die Steine beim Grenzkreuz.

An der Grenze am Zügenrücken steht ein Kreuz. Dabei sind drei Steine u. zw. in der Mitte ein größerer, auf beiden Seiten kleinere zu sehen. Da sollen einmal drei Knaben gespielt haben. Der Größte spielte den Priester, die zwei Kleinen machten die Ministranten und hielten eine Messe. Als die Messe zu Ende war, knieten sie nieder, wie der Priester es macht mit den Meßdienern. Sie konnten nicht mehr aufstehen, sie sind zu Steine geworden.

Der Apfel im Stall.

Eine Magd war im Stall melken. Da fand sie einen wunderschönen Apfel. Als sie mit der Milch hereinkam, rief sie freudig: Ich habe jetzt aber einen guten Apfel gehabt. Die Wirtin sah sie an und schrie verwundert auf: Ja, du bist ja voll Blut um den Mund herum! Am Ende hast du einen Alp gegessen! Man suchte dann den Apfelstrunk, den die Magd weggeworfen hatte und fand ihn ganz blutig.

Blutiges Gebein unter dem Bett.

Lange schon war eine Frau vom Alp geplagt. Da lauerte sie einmal auf diesen und tat als würde sie fest schlafen. Als der Alp kam und sie drückte, wollte sie ihm rasch das vorbereitete Messer hineinstechen. Der Alp war aber wie verschwunden. Nur ein Apfel lag auf ihrer Brust. Diesen verzehrte sie und warf den Apfelstrunk unter das Bett. Am anderen Morgen fand sie

bluliges Gebein unter dem Bette. Da wußte sie, daß sie den Alp verzehrt hatte.

Der verdächtige Ochse.

Obwohl die Ochsen eines Bauers sehr gut gepflegt wurden, war doch einer von ihnen sehr mager. Dem Bauer kam diese Sache verdächtig vor, also lauerte er lange im Stall um dem Geheimnis dahinter zu kommen. Einmal kam dann nachts eine sonderbare Gestalt in den Stall, speite das Gedärm heraus und verwandelte sich in einen Span und drückte — „knierte“ — den Ochsen. Da sprang der Bauer hin, zerdrückte mit den Stiefeln das Gedärm, dann ergriff er den Span, zerbrach ihn und warf ihn hinaus. Am anderen Tag fand man im Hof ein zerbrochenes Gerippe und der Ochse hatte Ruhe vom Alp.

Der löchrige Alp.

Ein Mann wollte sich schon nicht länger drücken lassen vom Alp. Er spekulierte deshalb, wie er den Alp drankriegen könnte. Endlich erfand er ein Marterwerkzeug. Er nahm ein Brettchen und schlug viele Nägel hinein, so daß die Nägelspitzen gut herausstanden. Dieses Brettchen legte er auf seine Brust, als er schlafen ging. Der Alp kam dann einmal und welzte sich auf ihn, tat aber gleich einen schrecklichen Schrei und verschwand. Später sah man einen Mann in das Haus kommen mit einem zerstochenen Gesichte. Er muß der Alp gewesen sein.

Die glühende Kuf.

Im Friedhofe sind einmal Kinder herumgezogen. Auf einmal kam eine brennende Kuf gekault. Die Kinder eilten fort, nur ein kleiner Knabe konnte nicht genug gut laufen. Diesen holte die Kuf ein und verschlang ihn.

Während der Sonntagsmesse rutschten — „tscholten“ — die Kinder in einem Backtrog. Da kam ebenfalls eine feurige Kuf gerollt und bedrohte die ausgelassenen Kinder. Zum Glücke gelang es ihnen noch rechtzeitig zu entkommen.

Der verdächtige Erdhauch.

Eine Frau, ein „Knecht“ — Bursche — und ein Knabe sind in einer Stube gewesen, da kam ein Erdhauch hineingehupft. Der Knabe mußte rasch eine Stallgabel holen, dann sollte er den Erdhauch hinausschmeißen. Da er es durchaus nicht vermochte, nahm der Knecht die Gabel, spießte den Erdhauch an und lieferte ihn hinaus. Am anderen Tag kam eine Frau mit vielen Löchern in der Brust. Sie war eine Hexe, die sich zum Erdhauche machte.

In einem Stalle fand man auch einen Frosch. Man ahnte darin eine Hexe, darum hat man ihm rasch einen Fuß abgehaut. Einer Frau fehlte am anderen Tag ein Fuß. Da wußte man, daß sie es war, die im Stall herumspekulierte.

Die „Steinerne Bahn“.

An der Steinernen Bahn — „Stanapuh“ — weidete ein Hirte die Schafe. Als er einmal gräßlich fluchte, kamen viele Steine gerollt und verschütteten ihn und die Schafe. Der versteinerte Hirt und seine versteinerten Schäflein warten nun bis sie jemand erlösen wird.

Der Vater — erzählt ein Mädchen — ist beim Jud gewesen, dann wollte er „in die Frei gehen“ „zum Grünling“, zu meiner Mutter. Beim Turm ist

es ihm auf einmal sehr schwer geworden. Die „Toiden" (Tödin) hatte sich ihm aufgehockt. Bis zum „Todtenwalde" hat sie ihn getrieben, dort „ist sie erst abgestruppt". Er war so müde und schwach geworden, daß ihm die Lust vom Freigehen ganz vergangen ist. Diesesmal hat die Mutter vergebens gewartet.

Amol baua a Wetta. Ach Ochs'n hota gahot. Offa eist a nausgawauan ém Hulz. Eist a schbatz Hindal kumma garennt, hot a rem a Schmitzal geb'n. Off eist s Hindal furtgarennt. Bi re eist rai'kumma mim Hulz, hot a émgastiezt. Offa eist grod a Wetta kumma, za jam hot a gasogt, da sell rem aufhelf'n. Offa hot jana gasogt, ob a rem gla bét ge(ben), bos a bét belln. Hot da Wetta gasogt: „Ech be d' schu geb'n, bos d' bést belln". Schui hot rem aufgaholf'n und eist furtgon(g)a. Da Wetta eist a furtgawauan. Bi sai' Suh' hot zbelf Jaua gahot, eist na kumma hulln, jana Wetta, bos z'aischt a Hindal baua. S baua jas a Taiwl gabest.

Es war einmal ein „fauler Knecht". Er saß am liebsten unter einem Baum. Er legte sich einmal eben unter den Birnbaum und machte den Mund auf, daß ihm die Birnen in den Mund fallen sollen, da kam der Heiland und der heilige Petrus dort vorüber. Sie fragten, wo der Weg geht. Der faule Knecht zeigte nur so mit dem Fuß die Richtung und sagte: „dort geht er". Der Heiland und Petrus gingen dort und kamen zu einem Mädchen, das im Bach herumhantierte. Auch dieses fragten sie, wo der Weg geht. Das Mädchen kam sogleich heraus vom Bach und ging ein Stück Weg mit ihnen. Auf einmal fragte Petrus: „Was wollen wir diesem Mädchen geben?" „Den faulen Knecht", sagte der Heiland. Der heilige Petrus meinte: „Das können wir doch nicht tun". Der Heiland aber sagte: „Wenn der Knecht auch so fleißig wär', wie das Mädchen, so möchten sie ja vor Fleiß alles „zerreißen". „Wenn das Mädchen so faul wär', wie der Knecht, so möchten sie nicht „weiterkommen" Ist das Mädchen fleißig und der Knecht faul, so kommen sie schon irgendwie weiter".

Die „Breslauer Sammlungen".

Von Dr. Gottfried Fittbogen, Berlin.

„Kniesner Lachsenfang in Ober-Hungern."

„Ich fuhr, (schrieb der Hr. Buchholtz in Käsmarck auf diesen Monat May) mit einem guten Freunde aus dem Rauschenbacher Bade nach Kniesen (Gnesna, Polnisch Gniazd) ein unter das Lulover Schloß gehöriges Städtel, und kehrten zum Richter ein, welcher uns eine überaus schöne Recreation anstellete. Es wurde das Fluder (ein Arm vom Flusse Poprad) aufs beste verdämmet, das Wasser abgeschlagen, und in den rechten Strom geleitet. Als das Wasser verschossen, und nur die tieffen Ufer angefüllet blieben, so waren wir so glücklich, daß wir ins Netze einen über 1½ Ellen langen Lachsen fingen, dergleichen hier zu Lande selten gesehen wird. Da er ins Netze kam, so schoß er hefftig dem das Netz haltenden Bürger über die Kniescheibe, daß der Ort gleich mit Blut unterlieff und verschwartzete. Ich nahm also bald das Netze und schleppte ihn an das Ufer, allwo er mit dem Schwantze tapfer um sich schlug, bis er getödtet wurde. So weit der Bericht. Ob dieses ein wahrer Lachs, oder vielmehr eine Lachsfore, so wie kleine Lächse aussehen, und gleichsam zwischen Forellen und Lachsen in der Mitte seyn, auch zuweilen die Länge einer Elle erreichen, Ehsholtz Tischbuch, p. 218 gewesen, solches können wir nicht entscheiden. Ist es aber ein wahrer Lachs gewesen, so ist es

möglich, daß, weil ein Lachs doch eigentlich ein See=Fisch ist, und aus der See in die Flüsse tritt, daselbst sich eine Zeitlang aufhält, und zuweilen junge ausbringt, selbiger von der Ost=See hergestammet, und von der Weichsel in diesen Fluß Poprad, der sich in selbige ergiesset, kommen sey. Vid. M. Apr. 1719. Clas. IV. art. 9."

Diese Notiz über den Lachsfang in Kniesen aus dem Jahre 1727 geben wir hier nicht wieder, um ihr sachlich nachzugehen, sondern zu dem Zweck, um auf die Zeitschrift, in der sie enthalten ist, hinzuweisen, als eine auch für die Zips wertvolle Quelle.

Ihr voller Titel ist: Sammlung von Natur= und Medizin= wie auch hierzu gehörigen Kunst= und Literatur=Geschichten, so sich anno [und hier folgt die jeweils zutreffende Zeitangabe; in diesem Falle:] 1726 in Schlesien und anderen Ländern begeben. 35. Versuch. Ans Licht gestellet von einigen Academ. Naturae Curios. in Breslau. Winter=Quartal 1726. Leipzig und Budissin [= Bautzen]. Verlegt's David Richter. 1727. (Seite 582 f).

Anfangs erschienen sie in Breslau. Daher und weil die Redaktion auch weiterhin in Breslau blieb, werden sie kurz „Breslauer Sammlungen" genannt. Schon an anderer Stelle[1]) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß diese „Sammlungen" auch Beiträge über die Zips, und zwar von bodenständigen Zipsern (Georg Buchholtz und Daniel Fischer), enthalten. Das ist bedeutsam als Zeichen dafür, daß die Zipser damals in unmittelbarer Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands stehen, und daß Schlesien die Brücke ist, über die diese Verbindung besonders gern geht. Der Zusammenhang der Zips mit Schlesien bedarf im einzelnen noch der Aufhellung. — Allmählich, scheint es, schlief er ein. Wie weit hängt das damit zusammen, daß Schlesien im Jahre 1740 den Herren wechselte und von Oesterreich an Preußen überging? Seitdem war es für die Zipser „Ausland".

Wer also arbeitet die Bände der „Breslauer Sammlungen" durch, stellt fest, was sie aus der Zips berichten, und wer die Zipser Mitarbeiter sind und stellt das Ergebnis in den großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang?

Die „Zech" und die Zecherleut im Reigenspiel des Jahres.

Gebräuche, Volksglauben, Wettersprüche und Lieder.

Von Richard Zeisel, Zeche.

Fortsetzung.

„Dr Wiabet"[50]).

Nach dem Volksglauben beginnt der eigentliche Frühling „z' Josefi" — am 19. März — und die Kinder kennen schon lange keinen Winter. Das „Tschêlen"[51]) und das „Kortschuliejen"[52]) mit dem Holzschlittschuh ist schon längst vergessen, fleißig werden auf der Sonnenseite „Knöpfe"[53]), „Karposch"[54]), „Schura"[55]) und „P'holn"[56]) gespielt und alle üben sich trotz Warnung der Mutter im „Plußwissiggêh"[57]), denn erst nach der Auferstehung oder nach dem ersten Kuckuckruf soll man das tun. Auch die „Holzhutschen" werden wieder aufgestellt und sind bis in der späten Nacht hinein besetzt. Auch den landwirtschaftlichen Saisonarbeitern „unseren Schwalben" dauert die winterliche Rast schon zulange, laufen von einem „Wirt"[58]) zum andern, um

[1]) In meinem Aufsatz „Die Gründler", Karpathenland, 1932, S. 108, Anmerk. 11.

sich wieder für die Sommerarbeit (vom April bis Dezember) nach Oesterreich, nach der Südslowakei für den Schnitt, „Zbiko“[59] und auf die „Burgina“[60]) und neuester Zeit, seit die Pforten nach Deutschland gesperrt sind, bei sudetendeutschen Bauern als Mägde aufnehmen zu lassen, denn würde einmal auch dieser Broterwerb versiegen, so wäre das Elend unerträglich. Ueberall und bei allen regt sich ein Wandertrieb. Mit den alljährlich zurückkehrenden Singvögeln, stellen sich auch die „Egyptnarzigon“[61]) ein, die im „Haselbusch“ auf des Pâtars“[62]) Hutweide ihre Zelte auf einige Tage aufschlagen, und das ist für den Landwirt ein sicheres Zeichen, daß der herrliche Frühling allmählich einzieht, denn

Kumma d' Egyptnarzigon 'm Mäjez'n —
benn ach polt d' Lämmo schejez'n[63]).

Wie draußen in der freien Frühlingsnatur, so regt sich auch neues Leben auf dem Bauernhofe. Die Hühner singen, bekommen rote Kämme, legen immer fleißiger und sobald sich eine „Klucka“[64]) meldet, wird sie gesetzt, so daß man schon zu Ostern „Zipala“[65]) und hie und da auf dem grünen Rasen „Griesala“[66]) sieht, denn die Mädel brauchen viele Federn. Findet die Wirtin im Hühnerkorb ein sogenanntes „Ualegala“[67]) oder auch „gawläßta Ajar“[67]), so werden sie über das Dach geworfen, denn sie bringen Unglück. „Zerwascht“ sich ein solches beim Aufschlagen auf den Boden nicht, so wird die Henne, noch ein solches legen. Kräht eine Henne, so wird sie, wenn sie auch die beste Legerin ist, um den Kopf gekürzt, denn sie verkündet Feuergefahr.

Für den Landwirt bedeutet der Frühling Arbeit und Arbeit. Das Feld und sein Lieblingsvöglein „'s Liachala“[68]) ruft und er muß doch für sich und seine Familie Brot schaffen. Nachdem der Stallmist, den er bis jetzt auf dem Hofe ansammelte, aufs Feld geschafft hat, sobald das nicht schon im Winter mit der „Schlepp“[69]) geschehen ist, wird die Flugschar geschärft, Egge und Wagen hergerichtet, denn sobald der Schnee zerschmolzen ist. beginnt er mit dem Anbau, er will doch auch nicht hinter der Wirtin stehen, die schon „zu Gregori“, am 12. März den Krautsamen in das Mistbeet oder in die „Schiejem“[70]) gesät hat.

Mit der Anbauarbeit beginnt er stets vormittags. Zerbröckelt in den Aussaatsamen unter Stoßgebeten drei geweihte „Kitzala“[71]), damit die Saat von Wetterschaden verschont bleibe, und nachdem er ihn noch mit Weihwasser besprengt hat, ladet er ihn auf den gereinigten Mistwagen, auf welchem schon die Ackergeräte ruhen, spannt seine Kühe vor, entblößt sein Haupt, schreibt mit dem Geißelstecken drei Kreuze vor dem Zugvieh auf den Boden und fährt: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes aus dem Hofe. Bevor er also dann den Pflug zum Ackern ansetzte, kniete er nieder, betete drei Vaterunser (dasselbe versäumte er nie vor der Heumahd und vor dem Schnitt) und beginnt in Gottes Namen zu ackern und die gesäten Körner dem Ackerboden und dem lieben Herrgott anzuvertrauen. Während des Ackerns gibt er sehr acht, daß niemand etwas vom Felde „hintrage“[82]), denn man trüge ihm das Glück vom Acker. Quillt hinter ihm in der gezogenen Furche noch Wasser hervor, so kann er eine gute Ernte hoffen.

Zu den ersten Arbeiten des Frühjahres gehört auch das „Draima“[72]) und das Bewässern der Wiesen „in den Arbeiten“[73]), im „Hepesch“[73]) und auf den „Gemeindewiesen“[73]). Ist nun dann überall die letzte Furche gezogen, so genießt der Landwirt bis zur Heuernte doch keine Ruhepause — es werden gemeinsam die Feldwege und Brücken in Stand gesetzt. Früher hat man bei dieser Arbeit „gezechert“[74]), doch hat diese alte, wohlbewährte Arbeitsart zum Nutzen der Gesamtheit die „Rote Front“ abgeschafft, was nun wieder neuen Anlaß zu Streitigkeiten gab.

Sind nun auch die Dorfschwalben heimgekehrt, so hofft er schon eine bessere „Zeit“, besonders wenn der März warm und trocken ist, denn:

A Schäffo wûl Mäjez'nstab êst goltsbêjet[75]).

doch sorgt er sich, wenn laue Winde wehen:

Est dr Mäjeznbént goa z'lént — prëngt ar 'n Pauer ém d' Soot g'schbént[76])

— und auch für den „törichten April" ist der Sonnenschein Trost; denn

Benn 'n Mäjez'n d' Lämmo schejez'n — traipt sa dr Aprel bédar a da Stäl[77]).

Bei dem ersten Frühlingsdonner trachtet jedermann sich den Rücken an einen Türpfosten, Zaunpfahl oder Baum zu reiben, um so vor „Kreuzschmerzen" bewahrt zu bleiben. Kommt von Gaidel her das erste Frühlingsgewitter, so bringt es ein gutes Jahr, kommt es aber von Fundstollen her, so wird es viele Gewitter und ein schlechtes Jahr geben; dasselbe prophezeit auch der erste Regenbogen im Westen.

D' Usten[78]).

Je mehr draußen auf Feld und Flur die herrliche Frühlingsnatur als das ewig wiederkehrende Auferstehungswunder erwacht, je mehr im Menschen Blut und Seele nach des Winters Fesseln nach Erlösung lechzt und schreit, desto tiefer hüllt sich die Kirche um des leidenden Heilands willen in Trauer, um dann desto freudiger ihr Siegeslied „Christus ist erstanden! Alleluja!" — bei der Auferstehungsprozession erschallen zu lassen.

Rasch vergehen die Fastensonntage — auch der „Brotsonntag" (Lätare) und der „Schwarze Sonntag" (Judica) — und schon leitet der „Kitzalasunntég" oder auch „Polmalasunntég" genannt, die „Marterwoche" ein.

Bevor man aber die Auferstehung feiert, muß auch die „Marterwoche" mit ihren Festlichkeiten und Gebräuchen überstanden sein. Zum Palmsonntage werden die schönsten Salweiden ausgesucht und man schneidet die „Kitzala", oft ganze Bündel bis 2 Meter Länge, in welche auch Haselnußlatten gesteckt werden, die am Hl. Abende Verwendung finden — um sie in der Kirche weihen zu lassen. Stolz werden sie dann von den Burschen nach der Weihe im Umzuge um der Kirche getragen, und viele „schlink'n"[79]) bei dieser Gelegenheit drei „Kitzala", die sie vor Halsweh und Schüttelfrost bewahren sollen. Während der Messe wird die Matth.-Passion gesungen, einst das einzig gesungene Drama im Dorfe.

Nach der hl. Messe steckt gleich die Wirtin ein „Kitzala" hinter ein Heiligenbild über der Almrei — das schützt gegen Blitzschlag. Nachher geht sie in den Stall, steckt eins hinter einen Tram, um damit gelegentlich die Küh zuschlagen, wenn sie beim Melken ausschlagen sollte — vom „Schmucken" wird diese zahm wie ein Lamm. Ein Teil wird aufgehoben, um die Kätzchen während eines Gewitters in das Feuer oder in das brennende Licht der Lichtmeßkerzu zu legen, damit das Gewitter das Haus verschone. Der Wirt hält am Nachmittag auf seinen Feldern eine Saatschau und steckt in jedes eins, um Wetterschäden von ihnen fernzuhalten. Auch der Toten wird an diesem Tage gedacht, so daß auch ihre Gräber mit „Kitzala" besteckt werden.

Am Grünen Donnerstag drängt sich das Volk zum Beichtstuhl, um „abzuhocken", sobald dies in der Fastenzeit noch nicht geschehen ist und zur Kommunion. Beim Glorialäuten (auch am Charsamstag) „fliegen"[80]) alle, die zu Hause geblieben sind zum Bache, um sich Gesicht und Hände zu waschen, denn das ist die beste Arznei gegen Augenweh, Ausschlag und „Hôbarschbämm"[81]). Ist der Wirt zu Hause, so „fliegt" er in den Garten, schüttelt recht tüchtig seine Obstbäume, damit sie reichlich Frucht tragen sollen. Verstummen nun die Glocken, so gehen sie nun nach Rom „z' Put"[82]) und schon zu Mittag lärmt und klappert auf dem Turme der „Drëmo"[83]) und durch das Dorf die „Ratsch'n"[84]) und „Klopatsch'n"[85]), die sich die Knaben selber machen. Nachmittags wird in der Kirche das hl. Grab aufgebaut, wo der Leichnam des Heilands von zwei röm. Legionären mit Lanzen bewaffnet, bewacht wird — damit am Charfreitag das Allerheiligste zur Anbetung hineingetragen werden kann.

Am Charfreitag in der Früh gehen die frommen Leute, die heute den ganzen Tag fasten, zu den Wegkreuzen hinaus, um dorthin und dort den Schmerzhaften Rosenkranz zu beten. Kommen sie zu einem Wasser, so waschen sie sich die Füße, ein sehr geeignetes Mittel gegen Rheuma und Hautkrankheiten. Die Sommersprossen haben, sollen sich bei Sonnenaufgang im Schaumwasser des Mühlenrades waschen, doch achtgeben, daß sie nicht von einer Hexe beobachtet werden, die jetzt auf den Weiden sitzen und dort „stioron"[86]), sonst nutzt es nichts.

Die Kirche ist heute sehr stark besucht — es ist ein stiller, stummer Feiertag, da der Leib des Herrn im Grabe ruht, und ein christl. Wirt hat noch nie an diesem Tage geackert, geeggt oder in den Erdboden mit einem eisernen Werkzeuge gehackt, um nicht den im Grabe ruhenden Heilande zu verletzen. Nach der Johanni-Passion, während welcher es nach dem Volksglauben an solchen Orten, „wittert", wo Schätze begraben liegen, wird nach der Kreuzverehrung, Predigt und nach der Messe der „vorgeheiligten Opfergaben" das Allerheiligste beim hl. Grabe vom Volke den ganzen Tag angebetet. Besonders die Kinder besuchen heute ihren gestorbenen, toten Himmelsvater und besuchen auch mit ihren Eltern das hl. Grab in Deutsch-Proben und wahrscheinlich auch den Kalvarienberg.

Den Wirt interessiert an diesem Tage besonders die „Zeit": Ist schönes Wetter, so wird auch der Sommer sonnig sein, regnet's oder schneit es sogar, so droht Dürre und das Obst wird verfaulen. Damit die Getreideähren recht lang wachsen sollen, soll man an diesem Tage Mohnnudeln essen.

Am Charsamstag in der Früh wird an der Kirchenwand ein kleines Feuer geschürt und der „Judas" verbrannt. Zu Hause nehmen die Weiber, sobald dies noch nicht geschehen ist, eine Generalreinigung des Hauses vor, scheuern den Fußboden und reiben mit Sand und Strohseil das Holzgeschirr am Bache und sind auch mit dem Kuchen- und Striezelbacken vollauf beschäftigt. Werden sie dabei von einem Manne überrascht, so haben sie Glück. Auch die „Tschunk"[87]), die „Scholdar"[88]), die „Stängelwürste" und die mit Zwiebelschalen gefärbten „Kokala"[89]) für die Kinder werden fertig gekocht, so daß gegen Abend die Arbeit vollendet ist, und sich zur Auferstehung ausschickt, die da mit gar keinem Gepränge gefeiert wird, oder wie zu mir gesagt wurde: „Nichts ist Traurigeres, als so eine Prozeß[90]) „ow dar Zech".

Ostersonntag: Heute macht die Sonne drei Freudensprünge. bevor sie ihre Tagesreise antritt. Fleischspeisen wurden einst, erst nach deren Weihe genossen. Die besseren Wirte enthalten sich auch heute jeder Fleischspeise, damit ihre Rinder von der Seuche verschont bleiben. An diesem Tage ist die Kirche wieder einmal voll.

Regnet es am Ostersonntage, so wird die Gerste sehr schütter und lückig.

Am Ostermontag wuschen sich einst alle Hausbewohner mit jenem Wasser, in welchem man die „Schulter" gekocht hat; mit diesem Wasser wusch dann schließlich die Wirtin das Euter der Kühe, Schafe und Ziegen und mit dem Rest begoß sie das Ferkel. Seit allergottesfrüh ist schon die männliche Jugend auf den Füßen. — Die Schulknaben laufen mit einer Flasche „Rosenwasser" herum, um ihre Kameradinnen zu baden und die gefärbten „Kokala" in Empfang zu nehmen., während die Knechte einst ihre „Jungfrauen" aus dem Bette holten, zum Bach schleppten und dort tüchtig aus Liebe „eintunkten", denn je nässer das Mädel, desto heißer die Liebe des „Junkers". Heute hat sich dieser Brauch gänzlich verfeinert und die Herzallerliebste wird nur mit Parfum gebadet. Doch hört man den ganzen Tag am Bache entlang ein Gequietsch und Geschrei — da die schulentwachsene Jugend mit gefüllten Hollunderspritzen auf die Mädel lauert. Das „Schmeckostern" war früher auch üblich, wird aber heute nur von der Schuljugend geübt.

Am Osterdienstag zahlen die Mädel für den gestrigen Tag die Burschen aus, und so mancher muß es sich gefallen lassen, daß ihm mit einem Topf voll Wasser gut heimgezahlt wird.

Am Weißen Sonntage sind die Betstunden[91]), und das fromme Volk weiß es, was es an diesem Tage seinem Heilande schuldet.

Zu Georgi, am 24. April ist das Gras schon so groß, daß man es nicht einmal mehr mit einem Hammer in den Erdboden zurückschlagen kann. Donnert es am Vorabende, so haben die Diebe mit dem „Hintragen" kein Glück. Sieht jemand einen krepierten Frosch, so wird er krank. Wem es gelingt, mit dem Handrücken einen „Moltbjof"[92]) zu erschlagen und er hat Augen- oder Halsweh, so soll er sich nur mit dem Handrücken Augen und Hals bestreichen, so wird er gleich gesund.

Zu Markus, am 25. April wird während einer Prozession in der Nähe der Kirche die Saatweihe vorgenommen. Ist an diesem Tage die Saat schon so groß, daß ein „Kroh"[93]) darin sitzen kann, so ist guter Schnitt in Aussicht.

Der 1. Mai war einst der schönste Ehrentag der Mädel — denn es war eine Seltenheit, daß ein Mädel nicht in dieser Nacht vor ihr Fenster einen Maibaum gepflanzt bekommen hätte und daß von mehreren Rivalen das Maibaumsetzen für die Herzallerliebste nicht mit Kampf ausgetragen bezw. entschieden wurde. Wieviel „Jungfrauen" soviel Maibäume (10 bis 20 Meter hohe Tännlinge, bis zum Wipfel — von 1½ Meter Höhe gelassen und geschmückt — abgerindet) standen am Morgen des 1. Mai vor den Häusern, ein herrliches Bild im Dorfe — sogar die „oln Mân"[94]) bekamen ihre Maibäume zum Spott — ein dürres Birkenbäumchen auf einem Besenstiel. Heute ist es leider, um den Maibaumsetzen still geworden, denn um diese Zeit sind überhaupt mehr keine schulentwachsene Mädel — oft auch mehr keine Knechte zu Hause — nur die Schulmädchen bekommen ihre grünbelaubten Birkenbäumchen in den Hof gepflanzt — und die „rote Jugend" setzt ihren vor dem Urbarialwirtshause ein. Der bis zum mit roten Papierbändern gezierte Wipfel abgerindete und blutrotangestrichene Stamm trägt das polit. Sowjetzeichen: Davidstern, Sichel und Hammer, unter welchem sich die „Dorfsowjet" unter Absingen der Internationale zu einem Demonstrationszug nach Deutsch-Proben sammelt.

Für die Kinder ist dieser Tag der schönste. Einst wurde an diesem Tage immer der „Majales" von der Schule aus veranstaltet, der einzige Ausflug während des Schuljahres. Auch heute strömt alles in die „Deutsch-Probener Fichten". Der prächtige Mai schafft vor allem der Jugend ungebundene Freude, die Mädchen winden sich aus „Pumpon"[95]) Kränze, die Knaben jagen den „Flattermäusen"[96]) nach, schneiden, klopfen und drehen sich aus den saftigen, glattrindigen Weidenruten das „Vrpo"[97]) — das „Faifo" und das „Trôto"[98]) und „konzertieren" mit den Vögeln um die Wette. Damit ihnen alle diese billigen Blasinstrumente gelingen sollen, klopfen sie mit dem Heft ihres Messers oder „Bitschegs"[100]) den Bast und sagen dreimal im Stillen: „Vrpo, Faifo! Kumm nje rô! Kumm nje rô v'm Zbaigo! Huli! Huli! Betzstâ raus!"[101]). Meldet sich der Kuckuck zum erstenmal, so rufen ihm alle im Chor zu. Kuckuck plênd — sêtzt ow dar Lênd, sog' mar boa! Bilso Joa sêll nô lebn?[102]) — wobei die Rufe genau abgezählt werden — und hat jemand Geldmünzen in der Tasche, so soll er damit „tschorrn" (klappern) — es wird ihm dann nie an Geld mangeln.

Zu Florian, am 4. Mai, ist seit 1807 Gemeindefeiertag. Am ganzen Tag ruht die Arbeit.

Wenn sich auch der holde Mai mit warmen Sonnenschein anläßt — so daß man den Erdboden und die blühenden Bäume schier atmen spürt, so sind doch die gefürchteten Eismänner (12.—14. Mai) noch nicht vorüber. Ihr Vorgänger — Stanislaus — am 7. Mai — ist oft ein sehr wüster Geselle und von ihm sagt man oft mit Recht: Dr Stänzo schlägt d' Nêß[103]) rô.

Dagegen getraut man sich schon „zu Gregorie" — am 9. Mai die Pflanzen, nach dem alten Spruch: Gregoriflonz'n gêh nimmar vr'loen[104]) — auszusetzen. „Zu Sophie" werden die Fisolen gesetzt; fällt auf diesem Tag Neumond, so wird das an einem anderen Tage getan, sonst möchten sie wenig

Blüten und leere „Schoten"[105]) haben. Der Grünzeugsamen wird an den Bittagen (am 1. wird das steinerne Kreuz am Wege nach Deutsch-Proben, am 2. die Dorfkapelle und am 3. die Heilige Dreifaltigkeit unter den Linden besucht) „gesäbregt"[106]), besonders im Zeichen der Fische. Da die Petersilie sehr langsam aufgeht, so sagt man von ihr, sie geht zu erst noch Rom „z' Put"[82]). Obzwar ein alter Spruch sagt: Sĕtz mėh 'n Aprĕl, kumm ėh, benn ėh bėl[107]) — werden hier doch gröstenteils die „schiejen Krumpjen"[108]) im April gesetzt, die dann oft von denen im Mai gesetzten „longsoma Krumpjen" im Wachstum eingeholt werden, denn diese sagen: Sĕtz mėh 'm Mai — kumm ėh glai![109])

Christe Himmelfahrt ist der Ehrentag der Zecher und der Fundstollner Erstkommunikanten, die zum Andenken ein großes „Pĕldala"[21]) vom „Pâtar" bekommen.

Um den 10. Mai herum werden die Rinder, Schafe und Ziegen, nach dem man sie bereits schon zwei Wochen auch mit grünen Buchenlaub gefüttert hat, wieder auf die Weide getrieben. Der „Hepesch" und die „Arbeiten" beleben sich wieder. Bevor man die Kühe zum erstenmal hinaustreibt, werden sie mit Weihwasser besprengt, und vor die Stalltürschwelle legt der Wirt eine Kette, ein Beil und ein rohes Ei, so hat er das von seinen Ahnen gelernt, kann leider dazu keine Erklärung geben. Beim Austrieb der Schafe wird nur ein Ei unter die Schwelle gelegt. Ist aber welche Kuh „trôgndėng"[110]) und ist auch ihre Zeit da, so wird sie zu Hause gehalten und hat sie „gejungt"[111]), so ist an dem Zuwachs, ob es nun ein „Kißala"[112]) oder ein „Butschala"[113]) ist, eine große Freude. Die dicke Milch heißt „Pienst" und schmeckt den Kindern vortrefflich. Nach Sonnenrestgang gibt nun die Wirtin keine Milch aus dem Hause. Stellen sich beim „Jungen" Schwierigkeiten ein — so wird selten ein Tierarzt gerufen, — man gibt der Kuh ein Spülicht, in das man ein „Krumpnala"[114]) von jeder Tischecke, ein zerschlagenes Ei mit Schale und mit Weihwasser besprengtes Mehl einrührt, zu saufen; nutzt das nicht viel, so bekommt sie Dill und Dost. Zwecks Reinigung gibt man ihr „Sôtopam"[115]) und Kamille zu fressen und die Nachgeburt — das „Gereinigte" — auch „Gâreg" genannt wird im Misthaufen eingegraben. Ist sie „ûwstĕßėg"[116]), so gibt man ihr ein Büschel „Taiwolâtala" (eine kleine Farnart). Hat sie abermals Sehnsucht nach dem Junker, d. h. „ochsert" sie, so treibt man sie mit einer Weidenrute zum „Buja"[117]).

Sobald der Urbantag, der 25. Mai vorüber ist, fürchtet der Landwirt mehr keinen Frost, denn von diesem Heiligen heißt es schon: Urban kraicht v' da Hĕl rô[118]). Treten aber heiße, trockene Tage Ende Mai und Anfang Juni ein, so hat der Wirt Sorgen, für die Heuernte sind schlechte Aussichten:

Est 'm Mâ unt Juni a Hĕtz — ruht 'm Pauar d' Schlôtarkĕtz[119]).

Und schließlich hat er für diesen Monat noch einen Spruch übrig:

Benn 's zômt d' Mĕckotonz'n — paiß'n dėh da Hôbarbonz'n[120]).

Am Medardustage, am 8. Juni, muß schon jeglicher Feldanbau beendet sein — und regnet es an diesem Tage, so regnet es 40 Tage ununterbrochen, und da sagt der Bauer in seinem Zorne: Dr Medard p'sâcht sėh.

Am Pfingstsonntage werden grünbelaubte Lindenzweige auf die Fenster gestellt, damit der Heilige Geist auf sie herabsteige und die Hausbewohner mit seinen sieben Gaben erfüllte. An diesen Tagen besucht der Wirt seine Getreidefelder, und findet er sie in Blüte, so möge er die Blüten von drei Aehren abstreifen und hinunterschlucken, das wird ihn vor Fiber und Schüttelfrost schützen. Der Volksmund hat auch für die herrliche Pfingstzeit ihren Spruch und sagt mit Recht:

Zbĕschn Usten und Fĕngst'n — ėst d' Belt 'm schĕnst'n[121]).

Am Samstage vor dem Dreifaltigkeitsfeste pflegten einst auch die Zecherleut „z' Put" zu gehen. Ihre beliebtesten Wallfahrtsorte waren einst Altgebirg „Oltgapjag", Schemnitz, Schoßberg, Tûnitz (Dubnice), heute bloß „Wrabolt" = Friwald; Priwitz und Deutsch-Proben — von wo sie dann

kommend den Heimgebliebenen „einen schönen Gruß von der Muttergottes" bringen.

Am „Wralaitmestog" (Fronleichnam) werden „Altala" — eigentlich vier Hütten aus Birkenbäumchen, deren Wipfel im Spitzbogen verknüpft werden — gebaut, und zwar zwei bei dem Kircheneingang (einander gegenüber) das dritte bei des Müllers Garten und das vierte unter den Linden bei der Dreifaltigkeitsstatue. Nach der „Prozeß" nehmen sich die Leute die Birkenzweige von den „Altelen" heim, um sie während des Gewitters zur Abwendung der Einschlaggefahr auf das Herdfeuer zu legen. Dasselbe wird auch mit den Blumen gemacht, besonders begehrenswert ist die „rote Wunderrose" (Gartenpaeoniae), die auf Wunden gelegt, das beste Heilmittel wäre und überhaupt eine Zauberkraft besäße. Früher ließ man an diesem Tage auch Quedelkränzchen weihen; auf Kohlen gelegt wurde damit das kranke Zugvieh beräuchert.

Auch der sonst anspruchslose Juni verlangt seine Feldarbeit, die Grundbirnen müssen gehackt und „gesparrt"[122]) werden und in der Scheune werden allmählich die Strohseile für die Ernte vorbereitet. Ist nun der Klee genug groß und zur Mahd reif, so wird er „gehauen"[123]) und „geflëcket" d. h. auf die „Kleeflöcke"[124] zum Trocknen gelagert. Ende Juni beginnt bereits auch die Heuernte; da geht es, sobald um 2—3 Uhr morgens die „Häjar"[125]) zur Mahd antreten, sehr lustig zu, — so auch beim „Zerstreuen" und Schobern. Jetzt werden die Knechte gut gepflegt — mit Geräuchertem, mit der „Fastenwurst"[126]) Krapfen und „Jepo"[127]) — und Branntwein gestärkt — und man sagt: Jetzt haben die Knechte die Sechswochen. Einstens — als so ungefähr 50 Männer gemeinsam die Gemeindewiesen mähten, da gab es immer nachher ein tüchtiges „Oldomasch" unter den Dorflinden und es wurden dabei ungefähr 25—30 Liter Schnaps vertilgt. Die Folgen dieses „Helf Gôt!" — und „Segn's Gôt!"[128]) kann sich jedermann leicht vorstellen — aber auch das, daß das Gemeindesäckel immer einen tüchtigen Riß bekam.

Dr Summar.

Das „G'honneswajar" in alter Zeit.

Am Vorabende „zu Johanni", am 23. Juni, wurden außerhalb des Dorfes, wenn möglich auf Kreuzwegen in allen vier Himmelsrichtungen, später auf allen Gründen und „Salaschen"[129]) Johannisfeuer abgebrannt. Das Besorgen und Aussuchen des „G'honnespams" war die Pflicht der freiledigen Knechte, die um diese Zeit noch zu Hause waren. Es durfte für diesen Zweck aber nur ein solcher Tännling oder „Fichte" (Föhre) verwendet werden, die man in den „Zwölf Nächten" eigens für diesen Zweck im herrschaftlichen Walde ausgesucht und mit drei Beilhieben übereinander bezeichnet hatte; der Johannisbaum durfte nie aus dem eigenen Walde stammen. Der Baum, der nun des Nachmittags mittels eines „Vorflocks"[130]) in den Erdboden eingerammt — und mit vier Holzkeilen, der größte gegen Sonnenaufgang und der kleinste gegen Sonnenrestgang, im Erdboden befestigt wurde, wurde nachher mit Reisig und Strohschauben vollgestopft und belegt und sein Wipfel, mit der „Jungfrau" — mit einem, von zwölf Mädeln aus Johannisblumen (Chrysanthemum Leucanthemum) gewundenen Kranz geschmückt. Die vier ältesten „Muhmen" des Dorfes trugen nun zu jedem der vier Johannisbäume in einem ganz neuen irdenen Topfe, mit der Vorschürze bedeckte glühende Kohle aus der Glut der „heißen Stelle des Herdfeuers" im Stübel (Rauchstube mit offenem Herd) entnommen und übergaben diese, nachdem sie vorher dreimal in Kreuzform darüber „gespjetzt"[131]) haben, dem dort anwesenden ältesten „Wetar"[132]), der nun mit dieser den Johannisbaum unter dem Gesange der Jugend angezündet hatte. Während nun die Lohe himmelwärts stieg, sangen die Kinder das auch heute noch bekannte Lied:

Hait ést G'honnestog — moeng ést a óndra Tóg.
Bô bét denn unta sain? — Hûchzet unt Vottarbain![133]) —

Die Mädel warfen Johannisblumen in das Feuer und die heiratsfähigen Paare sprangen Hand in Hand über die Lohe. Traf sie eine geworfene Blume, so werden sie sicher auch für das Leben ein Paar werden, wird aber das Mädchen von der Lohe erwischt, so wird es sich noch im Laufe des Sommers „verschlafen“[134]) (— auch wenn die „Pôpala“, der Feldmohn reichlich blüht, sollen die Mädel gut auf sich achtgeben, sonst verschlafen sie sich). Auch der „Batsch“[135]) trieb seine Schafherde über die Lohe, um sie vor der Drehkrankheit zu bewahren.

Der Jubel und der Gesang dauerte solange, bis der brennende Baum zusammenstürzte. Gelang es einem Mädel die „Jungfrau“ unversehrt aus dem Feuer zu retten, so heiratete es gewiß bis zum nächsten Fasching. Außerdem bewährte sich dieser Kranz gegen das „Stechen“, sowohl bei Menschen als auch bei den Haustieren; auf die Glut gelegt, wurde der kranke Körperteil damit beräuchert. Von dem Johannisfeuer nahmen die guten Wirtinnen die ausgekühlten Brände mit, um diese zur Abwehr gegen die Feldhasen in das Krautfeld zu stecken.

Heute ist leider bereits der größte Teil von diesem schönen Brauche in Vergessenheit geraten — eine bloße Erinnerung unserer Dorfältesten aus ihrer schönen Kindheit — doch lassen es sich die Schulknaben nicht nehmen ihre „G'honneswajar“, wie es auch noch Brauch in der deutschen Umgegend ist, in der lieblichen Juninacht nach alter Sitte, auflodern zu lassen, um so, wie einst die Ahnen, Sonnenwende zu feiern.

An diesem geheimnisvollen Abende erforschte die sorgende Mutter die nahe Zukunft ihrer Angehörigen. Sie steckte soviel Johannisblumen in die Fugen des Scheunentores, wie viel Personen ihre Familie zählte und jede einzelne Blume trug den Namen eines ihrer Lieben. Verwelkte eine davon, so bedeutete es, daß die betreffende Person binnen einem Jahre sterben wird — erschlafften sie bloß, so bedeutete das Krankheit. Auch für Heilkräuter sorgte sie. Um „halber Nacht“ sammelte sie bei Laternenschein ein Bündel „Hôtarnesso“ (kleine Brennessel = Urtica urens) und „Schiatzala“ (rundblättrige Malve = Malva rotundifolia); der Absud dieser Blumen diente zum Auswaschen der eiterigen Wunden.

Mütter, deren Kinder gestorben sind, essen am heutigen Tage keine Kirschen — denn sonst möchten ihre Kinder im Himmel, wo man heute solche austeilt, von der Himmelsmutter keine bekommen, weil ihre Erdenmütter ihre schon gegessen haben.

Regen „zu Johanni“ macht dem Wirte Sorge — das Obst wird madig und das Unkraut auf den Feldern nimmt überhand.

„Vottarbain und Häwo“.

Und das G'honnestagsliedel hat oft im Laufe des Jahres recht — nach der Hochzeit kommt ein anderer Tag und dann ist: „Vottarbain“ (bezeichnet: Entbinden, Niederkommen und auch Taufessen; wahrscheinlich aus: Gevatterwein.)

Sobald sich bei einer Frau Zeichen der Schwangerschaft zeigen, so heißt es: „Sie ist zum Einlegen“ — ist die Schwangerschaft im Endstadium, so ist sie „zum Zerloben“ (zergehen, zerfallen) und stellen sich schließlich und endlich nach der Zeit Geburtswehen ein, so tut sie „rémpon“ (rumpeln?), so daß gleich um die „Grula“ (= hier auch Hebamme) geschickt wird. Lassen die Krämpfe nicht nach, kommt das Kind schwer auf diese sündige Welt, so legt sich die Gebärende auf den Fußboden — und während einst die „Grula“ die „Kromstangen“[136]) herbeigeschafft und das „Kromtuch“, das in der Mitte einen Einsatz mit einem Guckloch für die Sechswöchnerin hatte, auf die Stangen spannte und vor das Wochenbett stellte, um die Sechswöchnerin vor den Augen der Neugierigen zu „p'hol'n“[137]), wird die von ihrem Manne in das Wochenbett gelegt, daß sie leichter gebären soll. Gibt dann nun endlich der neue

Erdenbürger ein Lebenszeichen und ist er da, so hat sie „Votterbain gamocht“ — und eitel Freude ist auch Gott sei Dank heute noch beim Kindersegen — und bald wissen es auch die anderen Geschwister, daß die „Grula“ für sie aus dem Fundstollner Wasser ein Brüderlein oder Schwesterlein ausgefischt hat, das von dort in einem Troge heruntergeschwommen kam und einen Zettel mit ihrer Hausnummer hinter dem Ohrwaschel hatte.

Wenn nun die junge Wirtin krank ist, so spüren es alle Hausbewohner, deshalb leidet es sie nicht lange im Wochenbette und steht trotz aller Schwäche oft nach zwei bis drei Tagen auf, spannt sich wieder in die Tagesarbeit, denn sie will keine Nachrede seitens der Schwiegermutter haben. Mit der Taufe des Kindes wird nicht lange gewartet. Ist die Sechswöchnerin, die jetzt von allen Seiten mit kräftigem Essen und Trinken bedacht wird, so halbwegs außerhalb der Gefahr, erscheint eines Morgens die Gevatterin (gewöhnlich die Schwester der Kindesmutter) in der Stube — und brachte einst folgenden Wunsch vor: „G'lôb sës Christes! Eh boll schu bënsch'n, do dega junga Jûgent boll wromm bëjen unt grüß bochs'n, do da Elden unt d' Grûßelden on-ara a Wrait boll'n dr'lebn, unt a da Sechsbëcheren d' woarëga G'sunthait![138]) — packen das Kindlein in einen Polster ein, decken es mit einem „Haustauftüchlein“ zu und erscheint dann in Begleitung der „Grula“ mit ihm in der Kirche, wo es aus der Taufe gehoben wird. Beim Eintritt in die Kirche muß die „Pôt“ darauf achten, die Kirchenschwelle mit dem rechten Fuß zu überschreiten, denn der Eintritt mit dem linken Fuß brächte dem „Pôtala“[139]) Unglück, Krankheit oder sogar den frühzeitigen Tod. Die Namengebung machte früher kein Kopfzerbrechen, es wurden doch die Namen des „Grûßnanas“[140]) und der „Grûla“ vererbt. „Pâtar Klein“ hat vor und während des Weltkrieges einfach die Namen der Tagesheiligen aufdiktiert — und heute bringen die Mädel die Namen für die Täuflinge aus Deutschland, Oesterreich und aus den Sudetenländern. Unterdessen wird der Taufschmaus, der aus Schifferlsuppe, Suppenfleisch, hie und da auch schon Braten, „Krohhappel“[141]), Krapfen, Kuchen und aus gewärmten Branntwein besteht, von der Schwieger vorbereitet und aufgetragen. Natürlich geht es bei diesem Familienfeste recht lustig zu. Wird nun der Täufling heimgebracht, so wird er oft durch das offene Fenster in die Stube gereicht, daß er nicht sterben soll, oder man legt ihn zu erst auf den Fußboden und man läßt ihn vom bravsten Geschwisterlein aufheben, damit er ebenfalls ein so gutes Kind werde. Dann überreicht ihn die Gevatterin der vor Freude strahlenden Mutter mit den Worten: „Einen Heiden haben wir weggetragen, einen Christen bringen wir.“ Als Angebinde erhielt einst der Täufling einen „Ansar“ (Silbergulden) — heute auch gewöhnlich eine Silbermünze in der Landeswährung.

Ungefähr nach 1—2 Wochen geht schon die Sechswöchnerin mit dem Neugeborenen zu der „Einleitung“, um ihn der heiligen Gottesmutter vorzustellen. Das hierauffolgende Festessen heißt dazulande: „Häwo“; dafür sorgt ganz allein die Gevatterin, kocht die Suppe, bringt die „Baba“, Striezel, Krapfen und eine Flasche Wein. Zum „Häwo“ wurden früher alle Weiber aus der „Freundschaft“ eingeladen und ist auch heutzutage noch ein ausgesprochenes Weiberfest, an welchem es ganz gemütlich zu geht und die lustigen Lieder wollen gar kein Ende nehmen, besonders aber wird das folgende oft wiederholt:

1. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
Am Montag — das ist der Blautag!
Ja, wenn alleweil Montag — Blautag wäre
und wir Brüderlein beisammen wären!

2. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
Am Dienstag — das ist der Krauttag!
Ja, wenn alleweil Montag — Blautag, Dienstag —
Krauttag wäre usw.

3. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
   Am Mittwoch — das ist der Knödeltag!
   Ja, wenn alleweil Montag usw.

4. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
   Am Donnerstag — das ist der Fleischtag!
   Ja, wenn alleweil Montag usw.

5. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
   Am Freitag — das ist der Fasttag!
   Ja, wenn alleweil Montag usw.

6. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
   Am Samstag — das ist der Zahltag!
   Ja, wenn alleweil Montag usw.

7. Brüderlein fein, wann sollen wir beisammen sein?
   Am Sonntag — das ist der Ruhetag!
   Ja, wenn alleweil Montag — Blautag, Dienstag —
   Krauttag, — Mittwoch — Knödeltag, Donnerstag —
   Fleischtag, Freitag — Fasttag, Samstag —
   Zahltag, — Sonntag — Ruhetag wäre und wir
   Brüderlein beisammen wären!

Mit diesem Tage hat gewöhnlich auch die Hebamme ihre Mission „'s Badengehen" beendet und empfängt ihren Lohn (Kč 30.—) und vom Gebäck und Getränk. Bei einem Erstling erhielt sie früher einen Striezel und ein Viertelmaß Getreide. Das Abmontieren des „Kromtuches" und das Hinausschaffen der „Kromstangen" ist und war auch ihre Sache und trachtet diese in die Hand einer Kinderlosen zu geben, damit diese auch endlich Kinder bekomme.

Um das neugeborene Kind vor Unglück zu bewahren, muß und soll die Kindesmutter so manche Regel beobachten: Kann sie kein Kind am Leben erhalten, so soll es zwei Paten bekommen. Bis zur „Einleitung" soll und darf sie nie die Dachtraufe überschreiten, wenn sie will, daß das Kind gesund verbleibe. Um es vor „Berufen" und vor dem „bösen Blick" und sich selber vor dem „Wiederfahren" zu schützen, soll sie sich und das Kind beim Ein- und Ausgange mit Weihwasser besprengen, sein Gesichtlein mit Muttermilch bespritzen, dann mit dem „Miedala" abtrocknen und es dreimal mit der Zunge über das Kreuz belecken. So manche Mutter hat auch Angst, daß ihr Kind von der „Tödin" „verstohlen" ausgetauscht werden könnte, d. h. sie bekäme für ihr eigenes dann einen „Wechselbalg" — um das zu verhindern trägt das Neugeborene sechs Wochen um den Hals einen geweihten Rosenkranz — und um das Eindringen der „Tödin" in das Haus zu verhindern, soll sie dreimal in Kreuzform über die Schwelle spucken und dem Kindesvater eine „fremde Gat"[142]) unter den Kopfpolster legen. Dem Kindlein werden rechtzeitig Bänder um die Füße gebunden, um nicht „einzusächen". Die Nachgeburt wird von der Hebamme hinter der Scheune unter der Traufe eingegraben — und früher, wie man erzählt, hätten sich damit die Sechswöchnerinnen „verstohlen" das Gesicht gewaschen um schön und jung zu bleiben.

Nun hat das Babala"[143]) oder das „Ziz'nkent"[144]) ein so gutes, wonnevolles Leben, wie es nie mehr im Leben haben wird. Von der Muttermilch, vom Schlafen und Lachen wächst es groß, wird auch in der größten Hitze im „Pělstala"[145]) eingepackt mit dem „Kětscho eingekětscht"[146]), herumgetragen und in der Wiege „gehótscht"[147]) und eingeschläfert (Kinderwägelchen sind erst heuer 1934 aufgetaucht) — und die stillende Mutter ist schwer zu bewegen, ihren Liebling von der Brust „abzugewöhnen". Muß das Kind aufs Feld mitgenommen werden, so ruht es in der „Hótsch" (ein Zipfeltuch — das an zwei

Stangen in 1 Meter Höhe der „Hotsch'nstängel" befestigt ist) und wird vom älteren Geschwister „gebjat"[148]) — und die Mutter ist froh, wenn das Erstgeborene ein Mädel ist, um so schon eine 4—5jährige „Kindermât" zu haben, die dann später eine Gänse- bzw. Kuhhirtin wird. Daß die Eltern an den Kleinen mehr Freude haben als an den Erwachsenen, sagt ein alter Spruch:

Klâna Kéndar Průtessar — grůßa Kéndar Jazzwressar[149]).

Um die Kinder „einzuschläfern" werden ihnen die schon im „Karpathenland" 6. Jg. Heft 4. S. 107 veröffentlichten Wiegenlieder gesungen — und um ihnen eine kleine Freude zu machen, so lernt man sie folgende Sprüchlein:

Schrecko! Schrecko! dr Tata kémmt!
Bô bét ar prënga!
Růta Schuh unt géla[150]) Strémp

oder:

o main Piebla (Mâdla) baitar kémmt. (Klatscht mit den Kinderpatscherl.) —
Mama kumma — Zizi gé![151])
Tata kumma — Koko gé![152])

Oder man zieht mit dem Zeigefinger Kreuzlein auf den Handteller, steckt diesen zuletzt in den Aermel des Kleidchens und spricht:

Haisala — Maisala — kriech as Wëgohaisala! Tschuch[153]) nain! —

oder man zählt einzeln seine Finger und droht zuletzt mit dem kleinen:

Dós ést dar Dauma — djar schéttot d' Flauma — djar klaupt sa úw —
djar schlëckt sa nain — unt djar schrait: Hûj, hûj! —ébar da Flauma![154])

Nutzen beim „Einschläfern" weder die Wiegenlieder, noch die lustigen Sprüchlein, so schreckt man sie mit dem „Bóbó", Wolf und Tod — bis dann schließlich „a poa ow'n Oesch" nutzen.

Am Herz-Jesu-Fest (am Freitage vor dem Herz-Jesu-Sonntage) ist Gemeindefeiertag; die eigentliche „neue Kirmes" seit 1897 wird aber am vorhergenannten Sonntage feierlich begangen. Da kommt die Umgebung „ow da Zech z' Pût".

Zu Peter und Paul, am 29. Juni, wenn auch schon die drei Dorflinden am herrlichsten blühen, beginnt das „G'trât" (der Roggen) zu reifen und seine Wurzel zu faulen, und der Wirt schickt sich langsam zu seiner Ernte an:

Z' Pétar unt Pauo biejet d' Bůozo wao —
unta séllн nët bejen d' Schnétlait wao![155])

Die Zecher schreiben das „Säbréng"[156]) der Schwämme den beiden Apostelfürsten zu. Darüber erzählt ihre Legende folgendes:

Es war nach der wunderbaren Brotvermehrung, als sich der Heiland plötzlich mit dem Apostel Petrus aufmachte und verschwand, um in einer anderen Gegend seine frohe Botschaft den Menschen zu verkünden. Da mußten sie durch einen schüttern Wald und der wollte schier kein Ende nehmen. Da ist Petrus hungrig geworden, hat „verstohlen"[157]) hinter des Heilands Rücken das „Reckapso"[158]) heruntergenommen, sich eine handvoll „Průtgrémpo"[159]) herausgenommen, um sich den Hunger zu stillen. Der allwissende Heiland ließ ihn eine zeitlang gewähren, blickte sich dann nach ihm um — und dieser streute in seiner Verlegenheit dann eine handvoll Brotgeröll auf den Waldboden aus. Der Heiland tadelte ihn deshalb nicht, sondern lächelte gütig und sagte zu ihm: „Streue nur weiter, das wird auch noch gut den Armen sein!" — Aus diesem gestreuten Brotgeröll sind dann die ersten guten Schwämme gewachsen und so zur Nahrung der armen Leute geworden. Das Säen der guten Schwämme hat nachher der hl. Petrus auch den hl. Paulus gelehrt, so daß sie auch heutzutage noch nach dem Volksglauben die eßbaren Pilze säen.

Aber diese Schenkung Gottes für die Armen, gab dem neidischen Teufel keine Ruhe, er schlich auch gleich durch jenen Wald und streute dazwischen Brotgeröll vom höllischen Feuerbrot, das er vorher begeifert hatte. So wurde

er der Sämann der giftigen Schwämme, die sein Geifer mit den schönsten Farben bemalte, um so die Augen der ahnungslosen Menschen auf diese zu lenken und um sie zu verderben***).

Zu Maria Heimsuchung (2. Juli) wird da keine Haue in die Hand genommen, denn das bringt keinen Nutzen. Regnet es an diesem Tage, so wird nasser Schnitt sein, denn es wird dann 40 Tage regnen.

„D' Äjen"[160]).

Die Ernte fällt mitten in den Sommer, um das Skapulierfest (16. Juli) herum, wenn in Deutsch-Proben „Půt" ist — wenn es schon auf den Getreidefeldern nach Brot riecht, und die Wachtel mit ihrem „Schbutz[161] p' drekt!" aufhört zu schlagen. Zeitlich in der Früh, um 2—3 Uhr morgens treten die „Hâjar" an. Im ganzen „Hotar"[162]) rauscht nun die Sichel, klingt die Sense und quietscht der Wetzstein, den der Schnitter sonst in der „Schlôtarkëtz" am Hosenriemen stecken hat

Einst ist es bei der Ernte sehr lustig zugegangen, Gesang erfüllt die ganze Flur und heute sind bereits auch schon die folgenden Schnitterlieder vergessen[163]):

1. Bess'n ést denn jas Mâdala
bó ow jam Rég'la schnait?
Jas ést je maïn Jungwrala,
bó jan schén G'lêgnala schnait.

2. Bess'n ést denn jas Knechtala
bó ow jam Rég'la pént?
Jas ést je main Junkala,
bó jan schén Gäabala pént.

3. Bess'n ést denn jas Mâdala
bó ow jam Rég'la séngt?
Jas ést je main Jugwrala,
bó a jam Knechtala benkt.

4. Bess'n ést denn jas Knechtala
bó jan schén Échsala hót?
Jas ést je main Junkala,
bó ach méh a su gejen hót.

1. Du hôst g'sôgt, du bollst mé néhma
benn bar ben 'm Régla Bâz schnain.
Angyalom, ragyogó csillagom!*)

2. Bâz g'schnét n, ûwgapunt'n,
hóst méh nët gawunt'n.
Angyalom . . .

3. Uwgapunt'n, aingawiejet,
hóst méh nô vr'wiejet.
Angyalom . . .

4. Aingawiejet, ausgadrosch'n,
hóst méh nô vr'lôs'n.
Angyalom . . .

5. Ausgadrosch'n, ausgawress'n,
hóst méh nô vr'gess'n.
Angyalom . . .

6. Ausgawreſſ'n, ausga . . .n,
hóſt méh nô ló ſëtz'n.
Angylom, ragyogó csillagom.

Mit der Ernte beginnt niemand am Freitag, denn da würde es nicht gut ſchütten. Sobald man mit dem Schnitt beginnt, knien auch heute noch die Frommen nieder, beten 3 Vaterunſer und beginnen in Gotts Namen mit der Arbeit, die einſtens nur mit der Sichel erledigt wurde. Jeder Vorübergehende würde die Höflichkeit verletzen, wenn er nicht ſein „Gott gebe Glück!" den Schnittern zurufen würde — worauf ihm mit dem Wunſche: „Gott wolle es geben!" geantwortet wird. Heute wird auch ſchon dieſer alte Wunſch von dem importierten Gruß: „Glück zu!" — und „Dank' ſchön!" verdrängt. Kam früher der Erbrichter auf das Erntefeld, ſo umflocht ihm die erſte Schnitterin mit einigen Getreidehalmen den Arm und wünſchte ihm ſoviel Glück, wie viel Körner die Ernte bringen wird. Solche Ehrenbezeugung blieb nie unbelohnt. Die abgeſchnittene Frucht wird in „Galêgn" (3—4 Schwaden) gelegt, dieſe liegen 4—5 Tage in der Sonne — von 4—6 „Galêgn" bindet man mit Hilfe des Strohſeils mit dem Holzknebel eine Garbe. 15 Garben bilden eine Mandel. Wenn ſchon alles aufgebunden iſt, werden die „Këpala" (Kreuze) gemacht. Vom „G'trât"[164]) und „Bâz"[165]) werden von dreizehn Garben ein „Këpala" zuſammengeſtellt, von der kurzen Sommerfrucht legt man 9 Garben zu einem „Këpala" zuſammen. Einſtens wurde beſonders viel Hafer an den Abhängen des Zecher Berges angebaut und das Haferbrot wurde in hohen Ehren gehalten. Aus dieſer Zeit ſtammt wohl auch noch der Spruch:

Hôbarbonz'n möch'n méh tonz'n,
Bâz'nprůt éſt main Tůt[166]).

Vor 1848, als der Grundherr noch ſein Schütthaus in der Gemeinde hatte, durfte die eigene Frucht vor der Abgabe des Zehenten d. h. vor dem Erſcheinen der Zehenten aus Wainitz, nicht eingeführt werden. Die letzte Garbe, die „Baba", will von den jungen Leuten niemand aufladen, ſonſt heiraten ſie nicht. Der erſte Wagen wird beim Einführen mit einem Weidenreis geſchmückt. Bevor der Wirt mit dieſem in die Scheune einführt, beſprengt er den gereinigten Panſen mit Weihwaſſer und ſpricht: „In Gottes heiligen Namen, der uns vor Unglück bewahren ſoll, ziehen wir wieder ein! — und wirft in jede Ecke ein Stengel von „Himmelsvaterswindel" (= echte Königskerze (Verbáscum thápsus); angeblich gegen Mäuſefraß. Den letzten Wagen ſchmückt man mit einem Kirſchbaumzweig, und wenn die Arbeit nicht drängt, beſchließt man die Ernte mit einem guten „Oldomaſch"[167]).

Iſt die Ernte glücklich vorbei und hat es gut geſchüttet, ſo kargt der Wirt und die Wirtin nie mit dem Dank: „Vr'gelt's Gôt! — P'zôl's Gôt!" — denn bei den ärmeren Wirten wird auch bald nach dem Einführen der Getreidefrucht mit den Flegeln gedroſchen — und jeder Vorbeigehende wünſcht ihnen: „A gûta Schain!"[168]) oder „Sëll ſchu gût ſchét'n!"[169]) — und auch gemahlen und gebacken; man iſt doch neugierig wie der neue „Râfleck'n"[170]), der „Trotſchka"[171]) und das Brot ſchmeckt. Bevor das Brot (jedes) angeſchnitten wird, werden mit der Meſſerſpitze auf die Liegeſeite drei Kreuzlein gezeichnet, und man gibt ſehr acht darauf, daß es nie mit der Schnittfläche gegen die Tür gekehrt auf den Tiſch gelegt wird, ſonſt geht das Glück aus dem Hauſe; auch das Meſſer darf nie mit der Schneide aufwärts liegen, ſonſt müſſen die Seelen der abgeſtorbenen Verwandten darauf reiten. Jedem Beſucher, der in das Haus tritt, wird Brot angeboten, und es wäre eine Beleidigung, würde er ſich nicht zwei — drei Schnittlein nehmen und ſagen: „Vergelts Gott!" — worauf ihm Gottes Segen gewünſcht wird: „Gôt gaſêgn ſéh!" Stellt ſich der Beſuch gerade zum Mittag- oder zum Abendeſſen ein, ſo vergißt er nie zu ſagen: „Gôt gaſégn ſé 's Mëtégmôl oder 's Omtmôl!" — worauf er gewöhnlich zum Miteſſen eingeladen wird: „Kůmmt, holt mët — es!" — aber die Einladung höflich mit den Worten: „Eßt nje 'n Gottes Nôma!" abſchlägt.

Zur Zeit der Ernte, wenn die „Päja"[172]), „Hôâropja"[173]), „Hėmpon"[174]) und die „Skrôzpja"[175]) reifen, sind auch die meisten Gewitter — die nach dem Volksglauben ein mächtiger, blinder Lindwurm verursacht, wenn er plötzlich durch die Luft geflogen kommt. Daß er in seiner Wut auf die Menschen nicht alles vernichtet, verdanken diese allein einem Zauberkünstler (Lotterpfaff), der ihm auf der Luftfahrt auf dem Rücken sitzt und ihn lenkt. Wenn er mit seinem Schwanze die Luft peitscht, vernichtet er Städte und Dörfer und alle menschlichen Behausungen. Besonders hat er es auf die Menschen abgesehen. Deshalb sagt der Schwarzkünstler, wenn sie über Wälder ziehen, zu ihm: „Jetzt sind wir über einer Stadt — über einem Dorf"!" — und da krachen alle Bäume unter seinen Schwanzhieben. Zieht er aber mit ihm über eine Stadt oder über ein Dorf, so sagt er zum Lindwurme: „Nun fliegen wir über einem Walde!" — und da ist er gleich ruhig und still. Auch heute hört man noch oft, wenn schwarze Gewitterwolken kommen und ein Sturmwetter tobt: „Jetzt fliegen sie vorbei — der Schwarzkünstler auf dem Lindwurme."

Hagelt es, so wirft die Wirtin den „Kehrwisch" in den Hof und der Wirt die Egge mit den „Zonk'n" himmelwärts — angeblich soll dann der Hagel aufhören. Die Frommen versäumen nie, die geweihte Kerze anzuzünden, die „Kitzala" und die geweihten Birkenreiser auf der Glut zu verbrennen — und der „Kirchenvater" eilt auf den Turm um „Bėtarlait'n".

Zu Apostelscheidetag — am 15. Juli verziehen sich alle Gewitter in ihre eigene Länder, so daß sich zwei nie mehr treffen werden.

Schon zur hl. Mutter Anna — am 26. Juli werden die „schiejen Krůmpjen" versucht — und das „Buchta-[176]) und Jėpobacken" beginnt wieder.

Sind die Hundstage klar, so hofft der Wirt ein gutes Jahr, ist aber Regen, so kommt nie Gottes Segen.

Der heilige Laurentius (10. August) verbrennt die Gurken, und an diesem Tage versäumte so mancher Zecher nicht das „Laurenzenlied" zu singen, da das Singen dieses Liedes vor Feuer, Streit und Dieben sein Haus beschützte:

1. Ach Kindlein, liebstes Kindlein mein,
   wo wird schon meine Seele sein?
   Deine Seele ist schon längst verlor'n,
   sie ist schon in die Hölle gefohr'n.

2. Und wie der Heid das Wort erhört,
   dem kleinen Kind' die Red' verkehrt.
   Sie lassen den Ofen an
   und werfen das kleine Kindlein dran.

3. Die Frau Mutter daneben steht,
   bitterlich tut sie weinen.
   „Nicht weint, nicht weint, Frau Mutter mein!
   In diesem Ofen, das ist kein Pein!"

4. Und wie der Heid das Wort erhört,
   dem kleinen Kind' die Red' verkehrt.
   Sie lassen ein Oel heiß werden,
   und werfen das kleine Kindlein drein.

5. Die Frau Mutter daneben steht,
   bitterlich tut sie weinen.
   „Nicht weint, nicht weint, Frau Mutter mein!
   In diesem Oel, das ist kein Pein!"

6. Und wie der Heid das Wort erhört,
   dem kleinen Kind' die Red' verkehrt.
   Sie lassen ein Rust heiß werden,
   und werfen das kleine Kindlein dran.

7. Die Frau Mutter daneben steht,
bitterlich tut sie weinen.
„Jetzt weint, jetzt weint, Frau Mutter mein!
Auf diesem Rust, da ist mein Pein!“

8. Und wenn ich werde gebraten sein,
so tragt mich gleich in das Zimmer hinein,
und legt mich auf des Herren Tisch,
zerschneidt mich wie ein Karpfenfisch!

9. Den ersten Bissen, das er frißt,
daß ihm der Teufel sein' Gnad' abſticht;
den zweiten Bissen, das er frißt,
daß ihm der Teufel den Mund abstießt;
den dritten Bissen, das er frißt,
daß ihm der Teufel, sein Herz absticht.

10. Das ist das heilige Laurenzenlied —
und wer es singt in seinem Haus,
kommt das ganze Jahr kein Feuer heraus.
Und wer es singt vor seinem Tisch,
kommt das ganze Jahr kein Stritt dafür.
Und wer es singt vor seiner Tür,
das ganze Jahr kein Dieb dafür.

Zu Maria-Himmelfahrt, am 15. August geht gewöhnlich eine Wallfahrt nach Priwitz — wo die Priwitzer Weiber viele Sauerteiggurken verschleißen.

Um Bartholomäus (24. August) herum beginnt der Herbstanbau, denn schon ein alter Spruch mahnt: „Z' Patalamä — schéck déh Pauar und sä! —“ und will der Bauer Korn im Ueberfluß haben, so soll er „zu Egidi“ (1. Sept.) anbauen, denn: „Egidikoen — géht nimmar vr'loen“ — und „Am Egiditôg paß dar gût ûw, hea sôgt ar, bos gônza Monet môcht.“

Zu Maria-Geburt (8. Sept.) wird die Gnadenkapelle in Nickelsdorf besucht. Nach diesem Tage fängt man an Grumet zu heimsen, doch nur auf jenen Wiesen, die zweimal abgeerntet werden, die anderen wurden schon vorher zu Weideplätzen gemacht.

Dr Heabest[177]).

Die Schwalben ziehen fort und die „Zaizkala“ (Herbstzeitlose) beleben die abgemähten Wiesen — der Herbst zieht ein. Auch das Obst ist reif, und wo es nicht „heruntergestängelt“ wird, da schüttelt es der heilige Michael herunter, denn „Z' Mĕchéla — wällt dr Opo v'm Stéhla“[178]) und wer noch um „Mĕchéla“ herum die Wintersaat bestellt, der hat eine reiche Ernte zu hoffen. Auch das „Krumpjengrôm“[179]) beginnt und die Leute versorgen sich allmählich mit Kraut. Das Turzländer Kraut ist besonders beliebt, es hat „harte Häuptel und ist kernig“. Ist genügend Kraut und war auch die Kartoffelernte reichlich, so ist es dem armen Bauer vor dem Winter nicht bange, denn „Krumpjen unt Kraut — wëllt 'm Pauar 'n Pauch“[180]). Nach Gallus (16. Oktober) ist es schon ratsam, das Kraut einzulegen — es ist aber am besten, wenn dies zu Hedwig (am 17. Oktober) geschieht, da bleibt das „Kiffokraut“[181]) süß und die Mutter vergißt beim Eintreten nie einige „Holzäpfel“, die später genannten „Krautäpfel“, eine Delikatesse für die Kinder, einzulegen.

Der Wirt wünscht sich für den einziehenden Herbst schöne, trockene „Zeit“ und ist sie so, so ist sie wie gewunschen. Hält sie aber lange aus, sieht er seine Saatfelder von Mäuselöchern durchzogen, so macht er ein sorgenvolles Gesicht, denn das bedeutet eine schlechte Aussicht für das nächste Jahr: E'st dar Heabest goa z'traig unt boem, môch'n d' Mais ach nô 'n Mëllnar oem[182]).

Zu Wendelini (20. Oktober) ist seit 1807 Gemeindefeiertag.

Zu Allerheiligen (1. November) wird wieder einmal der lieben Verstorbenen gedacht, ihre Gräber werden mit den letzten Gartenblumen und Tannenreisig geschmückt, und die Armenseelenlichtlein angezündet. Nach dem Nachmittagsgottesdienste geht das Volk mit einer Prozession in den Friedhof und lauscht andächtig den Worten des Priesters. Am Allerseelentag versäumt kein frommer Christ bei den drei hl. Messen für seine dahingegangenen Angehörigen zu beten und den Notdürftigen Almosen zu spenden.

Anmerkung: 50) Frühling. 51) Eisaletten. 52) Schlittschuhlaufen. 53) die Spieler lassen auf einem schiefgestellten Brettchen Eisenringlein hinunterrollen — wer es auf die Spannweite seiner Finger bis zu einem Ringe bringt, gewinnt einen Knopf. 54) Beim „Karporsch" bekämpfen sich zwei Parteien. Auf freiem Felde wird ein ungefähr 1 m langer Stecken, der am Ende flach eingeschnitten ist, gegen die Auffänger schief in die Mitte eines gezeichneten Kreises eingesteckt, und auf das flach eingeschnittene Ende des Steckens wird der „Karposch", ein ungefähr 10 cm langes zugespitztes Holz, mit seiner flachen Seite gelegt. Die Siegerpartei schickt ihren ersten Schläger aus und dieser schlägt den „Karposch" mit Geschicklichkeit den Gegner zu, die diesen mit Hüten oder Kappen abfangen. Wird der „Karposch" abgefangen, so ist der Schläger „fuisch" — und kann abtreten; ansonstens kann er den „Karposch" dreimal abschlagen. Wird dieser aber nicht abgefangen, so kann ihn der Fänger in den Kreis werfen. Gelingt ihm das, da hat der Schläger abermals verspielt; schlägt er aber mit dem Stecken den geworfenen „Karposch" in der Luft zurück, so hat er soviel Schritte gewonnen, wie weit er den Karposch zurückschlug. Welche Partei am Ende des Spieles die größte Anzahl von Schritten hat, ist Sieger. 55) Bei der Schura sind die Spieler unpaar. Es wird ein Kreis gemacht und auf dessen Umfang hat jeder Spieler, die mit Stecken versehen sind, sein eigenes Loch. In der Mitte des Kreises ist ein größeres Loch, darin befindet sich ein kugelrund gemachter Holzknorren, die „Schura", bei dem der Schuramann steht. Auf einem Wink von dem stecken nun mit ihm alle Spieler ihre Stöcke zu der „Schura" und sprechen: Tu-tu wala Hôs! Tu-tu wala Gatj! — a pán strat'! — wobei sie nachher die „Schura" aus dem Loch schlagen und jeder ein Loch im Kreisumfange mit dem Stock erhaschen will. Natürlich gelingt das einem nicht. Dieser muß jetzt trachten die „Schura" in ihr Loch zurückzuschlagen um ein Loch für sich zu gewinnen — während die andern die Schura verhindern ihr Ziel zu erreichen. Verliert nun während des Kampfes jemand sein Loch — oder gelingt jemandem die „Schura" in ihr Loch zu schaffen — wird er der Schuramann, und das Spiel beginnt aufs neue. 56) Versteckspiel. 57) Barfußgehen, Holzschaukel, mit welcher man auch das große Rad macht. 58) Hier der Mann, der landw. Saisonarbeiter dingt. 59) rote Rübe. 60) Burgunderrübe, aus dem Ung. burgonya = beide Ausdrücke bezeichnen: die Feldarbeit im Herbste bei den Herrschaften. 61) Wanderzigeuner. 62) Pfarrers - Pâter. 63) „Kommen die Egyptnerzigeuner, werden auch bald die Lämmer scherzen." 64) Gluckhenne. 65) Küchlein. 66) Gänslein. 67) das Ei von der Größe eines Taubeneies. 68) die Lerche. 69) ein kurzer Schlitten zum Schleppen. 70) Blumentöpfe. 71) Weidekätzchen. 72) Abräumen = Reinigen. 73) Flurnamen. 74) gemeinnützige Robotarbeit geleistet. 75) „Ein Scheffel voll Märzenstaub ist goldeswert." 76) „Ist der Märzenwind gar zu lind, bringt er den Bauer um die Saat geschwind." 77) „Wenn im März die Lämmer scherzen, treibt sie der April wieder in den Stall." 78) Ostern. 79) hinunterschlucken. 80) laufen. 81) Haferschwämme = Sommersprossen. 82) wallfahrten, aus d. Slow. pút'. 83) ein kombiniertes Ratsch- und Schlaginstrument. 84), 85), 86) buttern. 87) Schinke. 88) Schulter. 89) Eier — in der Kindersprache. 90) kirchlicher Umgang = Prozession. 91) Gemeindeanbetung des Allerheiligsten. 92. Maulwurf. 93) Krähe. 94) alte Jungfern. 95) Löwenzahn. 96) Sammelnamen für Schmetterlinge. 97) aus den dünnen Weidenruten gedreht, kurz geschnitten. 98) von einem dickeren glatten Ast wird die Rinde in spiraler Form abgezogen und zu einer Trompete zusammengelegt; als Mundstück dies das „Wrpo". 99), 100) Taschenmesser mit Holzgriff, aus dem Slow. bičiak. 101) „Vrpel, Pfeiferl! Komm' nur herunter! Komm' nur herunter vom Zweigelein! . . . Wetzstein heraus!" 102) „Kuckuck blind, sitzt auf der Lind'; sag' mir wahr! Wie viel Jahre soll ich noch leben?" 103) Nüsse. 104) „Gregoripflanzen gehen nimmer verloren." 105) Hülsen. 106) gesät. 107) „Setz' mich im April, so komm ich, wenn ich will." 108) zeitliche — frühe „Grundbirnen" = Kartoffeln. 109) „Setz' mich

im Mai, so komm' ich gleich." 110) trächtig. 111) gekalbt. 112) Färsenkalb. 113) Stierkalb. 114) Brocken. 115) Tuse. 116) tut es ihr aufstoßen. 117) Stier. 118) „Urban kriecht von der Hölle (= der Raum zwischen Backofen und Wand) herunter. 119) „Ist im Mai und im Juni eine Hitze, ruht dem Bauer der Wetzsteinbehälter" — weil wenig Gras ist. 120) Wenn des Abends die Mücken tanzen — beißen dich die Haferwanzen." 121) „Zwischen Ostern und Pfingsten, ist die Welt am schönsten." 122) gehaufelt. 123) gemäht. 124) eine Vorrichtung zum Klee trocknen; eine Föhre, deren Seitenäste auf ungefähr 1 m Länge abgestutzt und abgerundet werden, ist der Kleeflock; den Klee auf die Aeste legen heißt „flécken". 125) Mäher. 126) zusammengerollter Teig, gefüllt mit Mohnfüllsel = in Butter gebacken. 127) Siehe Karpathenland, 1. Jahrg. S. 138. 128) Wunsch beim Zutrinken. 129) Sennhütte. 130) ein spitziges Schlageisen, mittels wessen das Loch für dem „Kleeflock" vorgeflockt wurde. 131) gespuckt. 132) eigentlich Onkel, doch auch die Bezeichnung für alle Männer. 133) „Heute ist Johannistag — morgen ist ein anderer Tag. Was wird denn dann sein? Hochzeit oder Taufschmaus." 134) außer der Ehe ein Kind bekommen. 135) Schafhirt, aus dem Slov. bača. 136) Ein Lattengestell = Kramstangen. 137) verstecken. 138) „... Ich wolle schon wünschen, daß diese junge Jugend wolle fromm werden und groß wachsen, daß die Eltern und Großeltern an ihr eine Freude wollen erleben, und der Sechswöchnerin die vorige Gesundheit." 139) Patenkind. 140) Großvater. 141) eine Krapfenart mit Mohn bestreut. 142) eine fremde Unterhose, aus dem Ung. gatya. 143) Säugling, aber nur wenn die erste Silbe gedehnt ist; werden alle drei Silben kurz ausgesprochen, so bedeutet es einen kleinen Kugelhupf, und auch das Essen = Brot mit Käse usw. die Hirten mitbekommen. 144) ebenfalls Säugling; ziz'n = saugen; Zitz = Brust. 145) Kissen. 146) ein langes Einhülltuch, einketsch'n = einwickeln, einhüllen. 147) schaukeln. 148) gewartet. 149) „Kleine Kinder Brotesser — große Kinder Herzfresser. 150) gelb. 151) die Brust geben. 152) Zucker geben (Kindersprache) 153) hineinstecken (Kindersprache). 154) „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der klaubt sie auf, der frißt sie 'nein und der schreit: Hej, Hej! über die Pflaumen!" 155) „Zu Peter und Paul, wird die Wurzel faul — dann sollen nicht werden die Schnittleute faul." — 156) Das Säen — und schon die Schulkinder kennen schon eine Menge Pilze: dr Híenlíng = Eierschwamm (Cantharellus cibárius) dr Mâlíng oder Kukimuki = Champignon (Agáricus campestlo), dr Päjáprotz = Bärentatze (Clavária formòsa), dr Dréckbomm = Hallimasch (Agáricus méllcus), dr Rétléng = Reizker (Lactáría delíciosa), dr Stâpelzléng = Herrenpilz (Bolétus edúlis), dr Pjek'npelzléng = Birkenreizker (Lactáría torminòsa), dr Wäabar(Färbe) = Satanspilz (Boletus satanus), dr Notarschbomm = Giftmorchel, s Bendescha Käso = Kartoffelbowist = und ist er reif d. h. stäubt er, so heißt er: s Rachala; außerdem noch viele andere eßbare Schwämme, wie: dr Hos'npelzleng, der Pleleng, dr Wicht'ndade, dr Stopposchbomm, dr Hoetleng, dr Sitzleng, dr Hutoputz, d' Kälbomailor und auf den Buchen, der Puch'nschbomm. 157) Heimlich. 158) Ein Rucksack aus Hauslinnen. 159) Brotkrümchen. × × × von der verstorbenen alten Anna Stiffel geb. Elischer Nr. 124 im Zeche und auch von den Schulkindern im Jahre 1930 erzählt. 160) Die Ernte. 161) Durchlauf, Ruhr. 162) Feldmark. 163) 1. Wessen ist denn jenes Mägdelein, was auf jenem Hügelein schneidet? Jenes ist meine Geliebte, was jene schönen Schwaden schneidet". 2. „Wessen ist denn jenes Knechtelein, was auf jenem Hügelein bindet? Jenes ist mein Geliebter, was jene schönen Gärbelein bindet." 3. „. . . singt? . . . was jenem Knechtelein winkt." 4. „. . . schönen Oechselein hat? . . . was auch mich also gerne hat." × 1. „Du hast gesagt, du wollest mich nehmen, wenn wir werden auf dem Hügelein Weizen schneiden. Den Refrain hat man aus dem Ungarischen gebracht: „Mein Engel, du glänzender Stern!" — 2. „Weizen geschnitten, aufgebunden, hast mich nicht gefunden." 3. „Aufgebunden, eingeführt, hast mich noch verführt." 4. „Eingeführt, ausgedroschen, hast mich noch verlassen." 5. „Ausgedroschen, ausgefressen, hast mich noch vergessen." 6. „Ausgefressen, einge — und hast mich noch lassen sitzen." 164) Korn. 165) Weizen. 166) „Haferwanzen machen mich tanzen, Weizenbrot ist mein Tod." 167) Festtrunk, aus 9. Ung. âldomás. 168) „eine gute Scheue!". 169) „Es soll schon gut schütten!" 170) Fladen. 171) Salzwecken aus dem Teigabkratz. 172) Erdbeere. 173) Heidelbeere. 174) Himbeere. 175) Brombeere. 176) in geriebenen (rohen) Kartoffeln wird Mehl, „Schleckermilch" = Sauermilch und Zwiebel gerührt und auf Blech gebacken. 177) Herbst. 178) „Zu Michael — fällt der Apfel vom Stil." 179) Kartoffelgraben. 180) „Grundbirnen und Kraut füllen dem Bauer dem Bauch." 181) in Kufen eingelegtes Kraut. 182) „Ist der Herbst gar zu trocken und warm, machen die Mäuse auch noch den Müller arm."

Unse Wraitjafglëckala.[1])

Von Richard Zeisel.

's Tût'nwëgala[2]) hot draimoe a da Nocht gaschriejen. . .

's hot bede[3]) ane sai'^{n} Pâ[4]) zu Ruh g'lëgt,
sai'^{n} Säge[5]) est ow inda o=galaf'n,
's Ziehglëcke[6]) o'w Tuem[7]) häjet a Red[8])
ach da Tut'ntäwala[9]) sieht be remras'n.

D' Zunft'n sai^n galo^n unt ach d' Laich est schu ausgarecht. . .

Nob=ben[10]) unt Wraint went'n sich vum V'stoem[11]) ai^n,
A da Tut'nboch biejet d' Nocht gabai^{nt},[12])
Do biejet[13]) g'pet'n, gaklogt — ach benn ner oft z'm Schai^n,
Gut o's dr Tute nimme hëjet[15]) hait!

Olla Glock'n, da gruß'n bie da klan, lait'n zusai^n letzt'n Ejengalat[16]) ai^n . . .

's Ehbaip jommet . . . D' Trugen[17]) est zugaschlog'n.
Ventlichte[18]) prie — d' Laich'nliede v'klinga,
ollo bo sai zusai^n letzt'n Obschid galo^n[12]
lo mem Pate[20]) a Gapet z'm Himme dringa.

No amoe biejet e etza zu da Kiejech[21] gaschofft. . .

Vuloß'n ruht e schu dauß'n ow' da Trog[22])
benn sa denna[23]) ems Aete[24]) geh^n,
„O Herrgott sai rem gnädeg a dai^n Rot[25])
unt vuzaih rem sai' irdischa Wehle[26]) sche^n!"

Ach bie poet[28]) — Bie poet est ach schu 's letzta Zeje[29]) darâcht!

Dr Woapete[30]) d'hebt sai^n' tiefa Stemm:
„O Maria pett bai Gott wje ehm! . . ."
Unt olla hoach'n bie's Wraitjafglëckala sengt:
„Kumm gaschbent! Kumm gaschbent! Kumm gaschbent!"*)

's Grob gähnt tief und off'n — d' Strecke[31]) legn drebe gasponnt. . .

Oedes[32]) drängt sech — da Naiger kennt ka Moß,
bu do da Zägen[33]) sejen moch'n da Ejet[34]) noß —
Hoech! Unse Wraitjafglëckla moh^{nt} sa fai^n:
„Legt na nai^n! Legt na nai^n! Legt na nai^n!

„Fahr hin o Seel' zu deinem Gott . . .! a su klingt 's Obschiedslied. . .

Bie da Kleß[35]) ow da Trugen punen[36]) tu^n! . . .
Da Schaufe ruht. . . Hea hot sai^{n}s vullent,
unt unse Wraitjafglëckla klogt nimme fremt:
„Grobt meh zu! Grobt meh zu! Grobt meh zu!" . . .

---

[1]) Das Friedhofsglöcklein, 's Wraitjaf = der Friedhof, [2]) das Totenvöglein, [3]) wieder, [4]) Beine, [5]) das Uhrwerk, die Uhr, [6]) das Sterbeglöcklein, [7]) Turm, [8]) hält eine Rede, [9]) Totentäfelchen, durch diese wird der Todesfall und das Begräbnis den Zunften angesagt. Siehe Karpathenland: 2. Jg. Heft 3. S. 109. „Das Zunftleben in Deutsch. Proben" v. Prof. St. M. Richter. — [10]) Nachbarn, [11]) der Verstorbene, [12]) geweiht, [13]) wird, [14]) der Tote, [15]) hört, [16]) das Ehrengeleite, [17]) Truhe = da Sarg, [18]) Windlichter = Pechfackeln, von den Mitgliedern der Zünfte gebrannt, [19]) geladen, [20]) Pater = der Priester, [21]) die Kirche, [22]) die Trage, [23]) drinnen, [24]) Alter, [25]) Rat, [26]) Fehler, [27]) schön, [28]) bald [29]) Ziel, [30]) Vorbeter, [31]) die Stricke, [32]) alles, [33]) die Zähren, [34]) Erde, [35]) Erdklöße, [36]) schlagen,

D hon sem ogapet'n. . .[37])
Zum Tut'nmoe[38]) ziehⁿ saiⁿ Wraint,
's Lat[39]) mu do pagoß'n bejen! . . .
eh häa[40]) ode no djoch longa Nächt'n
unse Wraitjafgeck'la recht'n.[41])
Kumm gaschbent! Kumm gaschbent! Kumm gaschbent!
Legt na naiⁿ! Legt na naiⁿ! Legt na naiⁿ!
„Grobt meh zu! Grobt meh zu! Grobt meh zu!"

Deutsch-Proben 31. Heuert 1931.

Bücher und Zeitschriften.

Eugen Lemberg, **Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins.** Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. In: Deutschtum und Ausland. Hg. v. Georg Schreiber. Heft 57/58. Münster 1934. Aschendorff. VIII. 246 S. Kart. RM. 8.—; geb. RM. 9.20.

Der Begriff der Nation und die Merkmale, die die Zugehörigkeit des Einzelnen zu diesem oder jenem Volke bestimmen, spielen in unserer Zeit in Politik (vgl. das „Minderheitenrecht") und in der wissenschaftlichen Erörterung eine große Rolle. E. Lemberg geht in seiner klar geschriebenen Arbeit dem Werden des Nationalbewußtseins an dem Beispiele der Niederlande (samt Belgien) und Böhmens, zweier Kulturgrenzlandschaften, die beide zwei verschiedene Volkstümer in sich vereinen, nach und zeigt die mannigfaltigen Kräfte, die seit dem Mittelalter hier zum Heranreifen der Nationen wirkten. Der mittelalterliche Territorialstaat schafft ein politisches Nationalbewußtsein, das sich in mancher Hinsicht dem sprachlichen Volksbewußtsein überlegen zeigt, der Humanismus läßt die Nation als Abstammungsgemeinschaft und als Trägerin ihrer Geschichte erkennen. Gegenüber der Haltung des Adels erfolgt erst im Bürgertum die Besinnung auf die Sprache als das entscheidende Merkmal der Nationalität. Im Barock erkämpft die Sprache ihren Platz als nationalbildendes Merkmal und als Trägerin nationaler Kultur. Dazu kommt im 19. Jhd. als nationbildende Kraft vor allem die historische Sendungsidee. Als besonders klares Beispiel dafür wird die Wirkung der historischen Ideologie Palackys und Masaryks bei der Wiedergeburt und Nationbildung der Tschechen herausgearbeitet. So lehrt das Buch die auch für das Werden des gesamtdeutschen Volksbewußtseins und für die völkische Bewegung der auslanddeutschen Volksgruppen wichtigen Kräfte verstehen und pflegen. Ein sehr dankbares Feld für solche Untersuchungen würde sicher auch der pannonische Raum bilden.

Georg Schreiber, **Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben.** In: Forschungen zur Volkskunde. Hg. v. Georg Schreiber. Heft 16/17. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1934.

Aus dem großen Gebiete des Volksreligiösen wird hier eine zentrale Erscheinung herausgehoben, deren wissenschaftliche Erforschung sich vom volkskundlichen Standpunkt aus als ungemein fruchtbar erweist. Den Hauptteil des Buches nimmt die umfassende Untersuchung von G. Schreiber über den „Strukturwandel der Wallfahrt" ein, die den vielseitigen Fragenkreis vor uns ausbreitet und die Forschungsergebnisse anschaulich darstellt. Sie gliedert sich in die Kapitel: 1. Der Pilgersegen und die Pilgerobligation. 2. Die Sühnewallfahrt. 3. Im Barock. 4. Die Aufklärung. 5.

---

poltern, [37]) man hat es ihm abgebeten, [38]) das Totenmahl, [39]) das Leid, [40]) höre, [41]) rechten. Die Deutsch-Probener Mundart kennt mehrere durch die Aussprache unterschiedene e-Laute. Aus drucktechnischen Gründen wurde von einer besonderen Bezeichnung abgesehen.

*) So ruft nach dem Kinder- und Volksglauben das Friedhofsglöcklein in Deutsch-Proben. Jedes Wort wird abgesetzt ausgesprochen.

Die Pastoral. 6. Zur Askese der Wallfahrt. 7. Die Entdeckung der Wallfahrt im 19. Jhd. 8. In der Gegenwart. 9. Im auslanddeutschen Raum. In dem letzten Kapitel behandelt der Verfasser auch die Verhältnisse in den Sudeten- und Karpathenländern und regt damit unsere heimische Forschung zu weiteren eingehenden Untersuchungen an. J. P. Steffes beleuchtet die Teilerscheinungen des Komplexes Wallfahrt allgemein religionswissenschaftlich, E. Wohlhaupter erläutert die rechtlichen Motive der Wallfahrt, den Rechtsschutz für den Pilger, den Rechtsgedanken im Wallfahrtsbrauch. J. Vincke bringt Beiträge zur Frühgeschichte der Jubiläumswallfahrt und Geleitbriefe für deutsche Pilger in Spanien, F. Zoepfl macht auf Nachrichten über Nacktwallfahrten aus dem 15. u. 16. Jhd. aufmerksam. R. Kriß beobachtet von Wien aus neuaufkommendes Wallfahrtsbrauchtum in der unmittelbaren Gegenwart, dessen Träger der „untere städtische Mittelstand" ist. Seine Feststellung von dem „hier noch immer, dort schon wieder", mit breiten Strecken Leere dazwischen, hat auch für andere volkskundliche Bereiche unserer Tage Geltung. H.

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume. 7. Jahrgang. Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. Mit 9 Karten und 3 Abbildungen. 160 Seiten. Verlag W. G. Korn, Breslau 1. 1935. Preis 2 Mark.

Den Hauptgegenstand des vorliegenden Bandes bildet die schlesische Mundart, deren Untersuchung in den vorhergehenden Jahren durch gründliche Forschungsarbeit wesentlich gefördert worden war. Mit Hilfe dieser neuesten Forschungsergebnisse wird versucht, den schlesischen Raum und seine Umgrenzung auf einer Karte anschaulich darzustellen. Im einzelnen enthält dieser Band folgende Beiträge: Aubin, Grundlage und Wege der wissenschaftlichen Forschung über den gesamtschlesischen Raum. Schwarz, die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes. Jungandreas, die schlesische Mundart im Mittelalter. Mak, Zweisprachigkeit und Mischmundart in Oberschlesien. Kuhn, Das schlesische Sprachgebiet in Polen. Die Schlonsaken und ihre Sprache. Schieche, Die Morawzen und ihre Sprache. Hanika, Die Entstehung der Kremnitzer Sprachinsel und ihrer Mundart. Repp, Die Zipser Schlesier und ihre Sprache. Schieche, Der „böhmische Winkel" in der Grafschaft Glatz. Graebisch, Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten. Schmitz, Stand und Aufgaben schlesischer Musikforschung. Petry, Die Mongolenschlacht bei Liegnitz in der neueren polnischen Geschichtsschreibung. Sczodrok, Die deutsche Eichendorff-Stiftung.

Zeitungsschau.

Illustrierte Rundschau. Halbmonatsschrift für Wissenschaft, Heimatkunde, Geschichte, Volkskunde, Kultur und Technik sowie Fremdenverkehr in Mittel- und Osteuropa mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Siedlungsgebiete. (Preßburg.) Jg. 1935; H. 1: Ovidius Faust, Bratislava-Preßburg die Hauptstadt der Slowakei. S. Frühwirth, Weinbau und Buschenschank in Bratislava-Preßburg. Das Tatramuseum in Felka. Karl Benyovszky, Hummel als Künstler. — H. 2: Hesty, Die Hohe Tatra. Die deutsche Besiedlung des Banates. (Bericht in acht Bildern). Kirchen und Klöster in der Slowakei, 1. — Karl Benyovszky, Hummel als Künstler. — H. 3: Ludwig H. Vág, Die Kunstwerke eines Zipsers in Prag. (Joh. Brokoff). Kirchen und Klöster in der Slowakei, 2. — H. 4: Zipser Städte: Kesmark. Deutsches Kunsthandwerk. — H. 5: Josef Fabik, Osterbräuche im alten Preßburg. Kirchen und Klöster in der Slowakei, 3. — Burgen und Schlösser in der Slowakei.

Rundschau. Asch. 10. II. 1935: Henricus, Die Gründungszeit der Bergstädte in der Slowakei.

Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte. (Reichenberg.) 10. Jg., 1934, Heft 3/4: Kurt Ehrenberg, Bemerkungen zu den Höhlenbärenfunden in der Oberen Tuffna-Höhle (Slowakei.) M. Kasparek, Bükker-Funde in der Slowakei.

Sudetendeutsche Familienforschung. (Aussig.) 7. Jg., 1934/35, H. 3: Peter Fuchs, Die Matriken der Diözese Tyrnau. (Schluß.)

Der Ackermann aus Böhmen. Monatsschrift für das geistige Leben der Sudetendeutschen. (Karlsbad-Drahowitz.) 3. Jg., 1935, H. 1: Karl von Eisenstein, Die Obeруferer Weihnachtsspiele in Prag. — H. 3: Gottfried Fittbogen, Der Werdegang der Zipser Deutschen.

Germanoslavica. Vierteljahrschrift für die Erforschung der germanisch-slawischen Kulturbeziehungen. (Brünn, Prag.) 2. Jg., 1932/33, H. 2: D. Dorošenko, Deutsche Elemente im Ukrainischen. P. Bogatyrev, Der Weihnachtsbaum in der Ost-Slovakei.

Sudetendeutsche Landständische Monatshefte. (Dobrzan bei Pilsen.) 2. Jg., 1935, H. 2: E. v. Landwehr, Das buchenländische Deutschtum mit besonderer Berücksichtigung der bäuerlichen Verhältnisse.

Die Karpathen. Touristik, Alpinismus, Wintersport. (Kesmark.) 10. Jg., 1934, H. 1: Julius Andreas Hesty, Das Dr. Guhr-Gedenkzimmer im Karpathenmuseum. H. 4: Ders., Fünfzig Jahre Tatra-Matlarenau. Lie Sturm-Denecke, Im Auto zu den Stromschnellen des Dunajetz. — H. 5: Karpathenvereinstag 1934. — H. 6: Franz Dénes. 1845—1934. (Lebensbeschreibung von eigener Hand.)

Karpathenbote. Monatsschrift für die deutsche Schutzarbeit. (Hohenstadt.) 7. Jg., 1935, H. 2: Rudolf Göllner, „Die Bergleut sein . . . .". Aus alten Tagen der ehemaligen Bergstadt in der Zips. — H. 3: Ders.: Aus vergangenen Tagen der Gründler. Aus einem Zipser Brief.

Deutsche Rundschau. (Leipzig.) 61. Jg., 1935, H. 2: Noemi Eskul, Krakau das slawische Rom.

Deutsche Monatshefte in Polen. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Deutschtums in Polen. (Kattowitz.) Jg. 1, 1934/35, H. 3: W. Kuhn, Die Volksbildung der Deutschen in Polen. — H. 4: L. Schneider, Das Absterben der polnisch-reformierten Kirche im ehemaligen Galizien im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. — H. 5: J. Faade, Die Germanen in Ostdeutschland und Polen. — H. 6: W. Kuhn, Die evangelischen Pastoren der Reformationszeit im Teschner Schlesien. Quellen zur Volkskunde der Deutschen in Polen: Dreikönigsspiel aus Dornbach, Bez. Lancut, Galizien. — H. 7/8: Ernst Christmann, Deutsche Familiennamen in Galizien (Kleinpolen). L. Schneider, Die Lage der evangelischen Kirche im ehemaligen Galizien in österreichischer Zeit. Ders., Namen und Siegel der evangelischen Kolonien in Kleinpolen. J. Krämer, Das slawische Fremdwort in der Dornfelder Mundart. (Dornfeld bei Lemberg.) Quellen zur Volkskunde der Deutschen in Polen: Zehn gereimte Kinder- und Abendgebete aus deutschgalizischen Dörfern. (A. Karasek-Langer). J. Müller, Das deutsche Genossenschaftswesen in Kleinpolen. Buchbesprechung: F. Seefeldt, Quellenbuch zur deutschen Ansiedlung in Galizien unter Kaiser Josef II. (W. Kuhn.).

Stimmen der Jugend. (Prag.) 3. Jg., 1934/35, H. 2/3: Rud. Schreiber, Deutschböhmisches Leben in Ostgalizien. Joseph G. Stiffel, Religiöser Aufbruch im Karpathendeutschtum.

Neues Preßburger Tagblatt. 1935; 7. 1.: Josef Csákos, Preßburger Spezialitäten. — 11. 1.: Erich Heger, Versunkenes Deutschtum. R. Flott, Die Ueberfuhr. Der Winterverkehr für Personen und Fuhrwerke auf der Donau. Erinnerungen eines alten Preßburgers. — 12: 1.: Preßburger Ereignisse aus dem 17. Jahrhundert. — 27. 1.: Eine Teufelsbeschwörung in Preßburg. — 22. 2.: Die Deutschen in Karpathenrußland. — 22. und 24. 2.: R. Flott, Aus den Erinnerungen eines alten Preßburgers: Die Schiffbrücke. — 9. 4.: Schweden im Waagtal. — 10. 4.: —r, Platideutsch in der Slowakei. — 17. 4.: Mittelalterliche Volksschauspiele. R. Flott, Erinnerungen eines alten Preßburgers: Zigeunerbraten.

Grenzbote. (Preßburg.) 1935; 25. 1.: Bücherschau. Zo Zaniklej Bratislavy von J. Hofmann. — 15. 2.: Faschingslustbarkeiten im alten Preßburg.

Deutsche Stimmen. (Preßburg.) 2. Jg., 1935; F. 11: Genossenschaftliche Selbsthilfearbeit in der Slowakei. — F. 13: Die Wirtschaftslage der Karpathenländer und Möglichkeiten einer Besserung.

Für die eingesandten Ausschnitte aus dem „Neuen Preßburger Tagblatt“ und dem „Grenzboten“ sagen wir herzlichsten Dank und bitten um Fortsetzung. Alle unsere Leser sind höflichst zur Mitarbeit am Weiterausbau der „Zeitungsschau“ eingeladen. Ausschnitte oder Mitteilungen übernimmt die Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung in Reichenberg, Masarykplatz 1.

Während es immerhin möglich ist, auf der Grundlage der zahlreichen Tauschbeziehungen des „Karpathenlands“ einen Großteil der in Zeitschriften erscheinenden Aufsätze zu erfassen, sind wir bezüglich der Zeitungen auf den Zufall angewiesen, wenn wir nicht von allen unterstützt werden, denen an der Ausgestaltung der Zeitungsschau und an der Schaffung einer möglichst reichhaltigen Sammlung der oft recht wertvollen Artikel und Berichte gelegen ist. Es kommen alle das Karpathendeutschtum berührenden Veröffentlichungen in Betracht, mögen sie in welcher Zeitung immer abgedruckt sein, insbesondere, wenn sie danach angetan sind, das Wissen über die karpathendeutschen Siedlungen, bestehende sowie untergegangene, zu mehren und zu vertiefen. Im voraus Dank für jede Mithilfe!

Mitteilungen.

Dem Archiv deutscher Volkslieder, Berlin, wurde am 1. April 1935 eine **Zentralstelle für das Volkslied der Auslanddeutschen** angegliedert; ihr Aufbau und ihre Leitung liegen in den Händen eines Auslandsdeutschen, Guido Waldmann, Berlin.

Das Archiv der Zentralstelle wird das Liedgut aller auslanddeutscher Gebiete umfassen; in einer Bücherei werden die wichtigsten Liedsammlungen zusammengetragen. Archiv und Bücherei stehen allen, die an der praktischen Volkstumsarbeit beteiligt sind, zur Verfügung. Es wird eine Bibliographie geschaffen, die zum ersten Mal die Möglichkeit gibt, sich über die verschiedenen Sammlungen und alle wesentlichen Arbeiten über das auslanddeutsche Volkslied zu orientieren. Durch Herausgabe von Liederblättern, eigene Veröffentlichungen, beratende Mitarbeit in den verschiedensten Organisationen wird das Volksliedgut der Auslanddeutschen verbreitet und dadurch dem Deutschen im Reich Wesen und Eigenart seiner Volksgenossen jenseits der Reichsgrenze nahegebracht.

Ferner wird es die Aufgabe der Zentralstelle sein, zwischen all denen, die in den verschiedenen auslanddeutschen Gebieten arbeiten, einen Austausch von Erfahrungen herbeizuführen; es muß festgestellt werden, welche Gebiete besonders gefährdet sind, um dort eine zweckmäßige Arbeit einzusetzen; die Arbeit einzelner Menschen und Organisationen soll nach Maßgabe des Möglichen gestützt werden. Berichte über Singwochen, kirchliche Musikpflege, Chorwesen im Auslanddeutschtum dienen dem gleichen Zweck. Jugendgruppen, die in auslanddeutsches Gebiet wandern, bedürfen einer Vorbereitung auch hinsichtlich des Liedmaterials, mit dem sie hinausziehen. Die Zentralstelle berät sie, sie wertet auch die Beobachtungen und Erfahrungen der Gruppe aus.

Die Arbeit im auslanddeutschen Gebiet selbst geht von dem Gedanken aus, daß es nicht nur Kräfte des Verstandes und des Willens sind, die den Auslanddeutschen seinem Volkstum erhalten. Stärker noch als diese bewußten Kräfte sind die negativen, sie wirken im Stillen, entscheiden aber letzten Endes über den volklichen Bestand eines Gebiets. Um diese unbewußten Kräfte wirksam zu steigern, muß das Volkslied noch mehr als bisher im Mittelpunkt auslanddeutscher Volkstumsarbeit stehen.

So sieht die Zentralstelle in der Verbindung von wissenschaftlicher Volksliedforschung und praktischer Volkstumsarbeit ihre wesentlichste Aufgabe. Sie wendet sich an alle, denen das Schicksal der 28 Millionen Auslanddeutschen am Herzen liegt, mit der Bitte um tätige Mitarbeit.

Anmerkung der Schriftleitung: Anschließend an diese sehr erfreuliche Mitteilung sei darauf hingewiesen, daß wir in der Tschechoslowakei eine „Staatsanstalt für das Volkslied“ besitzen, in deren Rahmen auch ein deutscher Ausschuß besteht, der das Liedgut der Sudeten- und Karpathendeutschen sammelt, in einem eigenen Archiv verwaltet, und nach einem festen Plan herausgibt. Im Erscheinen begriffen sind die Volkslieder aus dem Böhmerwald von G. Jungbauer.

Zu Richard Zeisels Mundartgedicht.

Die Zipser und die Gründler haben bereits eine umfangreiche Mundartdichtung geschaffen, die von Einzelgedichten bereits zu größeren Kompositionen emporgestiegen ist. Wir konnten unsere Leser in den Buchbesprechungen z. B. auf Viktor Mohrs zyklische ‚Waldträume" und auf sein Waldepos „Der Bär" in Gründler Mundart aufmerksam machen (eine Uebersicht über die Zipser und Gründler Mundartdichtung bietet J. Gréb in seiner „Zipser Volkskunde").

Die Sprachinsel Kremnitz-Deutschproben weist einen großen Reichtum an Volksüberlieferungen und an Volksdichtungen auf, zu einer Kunstdichtung in der Heimatmundart ist es hier aber noch nicht gekommen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist jedenfalls bis jetzt darüber nichts bekannt geworden, so daß es den Anschein hat, daß das Gedicht in Deutsch-Probener Mundart von Richard Zeisel, das wir in diesem Heft zum Abdruck bringen, den ersten Anfang der Mundartdichtung in unserer Sprachinsel überhaupt bedeutet. Falls der eine oder der andere unserer Leser besser unterrichtet ist, bitten wir jedenfalls um freundliche Mitteilung.

Wir wollen uns keinen pessimistischen Betrachtungen darüber hingeben, daß dieses erste Mundartgedicht gerade das Friedhofglöcklein erklingen läßt. Richard Zeisel hat sich sehr eingehend mit der Aufzeichnung der Brauchtums bei Tod und Begräbnis beschäftigt, das er in unserer Zeitschrift veröffentlicht hat. Das unmittelbare Miterleben dieses Brauchtums verdichtete sich und fand in dem Gedichte seinen Niederschlag. Die Stimme des Friedhofglöckchens dominiert und klingt schließlich noch nach, als alles vorüber ist.

Unsere Zeilen sollen nun nicht den Zweck haben, daß nun plötzlich eine Menge Mundart-„Gedichte" verbrochen werden und die Schriftleitung damit überschüttet wird. Aber vielleicht ist in dem einen oder anderen eine Berufung dazu vorhanden, die nur der Erweckung und Uebung harrt.

J. Hanika.

Das Deutschtum des Südostens im Jahre 1934.

Seit dem Jahre 1928 läßt der Deutsche Schulverein Südmark einen Rückblick über das Schicksal der Deutschen in Südtirol, Südslawien, Ungarn, Rumänien und in der Tschechoslowakei, sowie über die Lage in den österreichischen Grenzgebieten erscheinen. Fachmänner stellen darin in einwandfreier Sachlichkeit alle bedeutsamen Ereignisse, ihre Ursachen und Auswirkungen an der Grenze und auf dem Boden der deutschen Volksgruppen des Südens und Südostens dar. Diese Schrift hat stets in Fachkreisen aller Völker wie auch bei den Freunden der Deutschtumsarbeit Anerkennung gefunden. Nun ist die Jahresrückschau über 1934 erschienen, die ebenso wie ihre Vorgängerinnen für alle, die sich mit dem Schicksal des Grenz- und Auslanddeutschtums befassen, unentbehrlich ist. Sie kann durch die Verlagsabteilung des Deutschen Schulvereines Südmark, Wien 8, Fuhrmannsgasse 18, und durch die Alpenlandbuchhandlung Südmark, Graz, Joanneumring 11, zum Preise von S. 1.80, einschließlich Warenumsatzsteuer, ohne Versandgebühr, bezogen werden.

Inhalt des 2. Heftes:

Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung
der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg.

*

Zipser Volkskunde

von

Dr. Julius Gréb.

Kesmark und Reichenberg 1932, Selbstverlag der Anstalt, 342 Seiten Text, mit einer Landkarte, zahlreichen Textbildern und Kunstbeilagen. Preis geheftet 37, gebunden 48 Kronen.



Sudetendeutsche Geschichtsquellen

herausgegeben von

E. Gierach, H. Hirsch und R. Wenisch.

Band 3:

Bertold Bretholz: Das Urbar der Liechtensteinischen Herrschaften Nikolsburg, Dürnholz, Lundenburg, Falkenstein, Feldsberg, Rabensburg, Mistelbach, Hagenberg und Gnadendorf aus dem Jahr 1414. Reichenberg und Komotau 1930. Selbstverlag der Anstalt. CXIX und 451 Seiten. Geh. Kč 120.—, gebd. Kč 130·—.

Band 5:

Wilhelm Weizsäcker: Das Graupner Bergbuch von 1530 nebst einem Bruchstücke des Graupner Bergbuches von 1512. Ebendort 1932. L und 285 Seiten. Geh. Kč 72·—, gebd. Kč 82·—.

Beide Bände im **Buchhandel** durch: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Im Druck sind:

Band 1: Das älteste Stadtbuch von Komotau;
Band 2: Das Testamentenbuch von Kaaden;
Band 4: Komotauer Urbare von 1560—1606.

(Alle drei Bände herausgegeben von Dr. Rudolf Wenisch, Archivar in Komotau).

Druck der Buch- und Kunstdruckerei K. Theod. Heidrich, Brüx.